1,50 DM / Band 153

Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ich gegen den Höllenritter

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Ich gegen den Höllenritter

John Sinclair Nr. 153

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 09.06.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich gegen den Höllenritter

Das Schlachtfeld war blutrot. In der Ferne tauchte ein einsamer Reiter auf. Stolz saß er auf seinem Roß, denn er und seine Kämpen hatten einen großen Sieg über die Feinde errungen.

Wenige Tage lag dieser Sieg erst zurück, doch in dieser Zeit war aus dem Schlachtfeld ein Hort des Grauens geworden. Auf dem rot leuchtenden Feld lagen keine Leichen mehr, sondern blanke Skelette - von Pfeilen und Speeren durchbohrt.

Auf eine geheimnisvolle Weise war den Toten das Fleisch von den Knochen gefallen.

Das war die Rache des grausamen Höllenritters, die die Opfer noch nach ihrem Tod getroffen hatte.

Denn Astahoe der Höllenritter war ein Verbündeter der Hölle…

Giuliano Petroni war Taxifahrer. Eigentlich hatte er zwei Berufe. Vormittags arbeitete er für eine Londoner Reifenfirma als Handelsvertreter, und ab sechzehn Uhr kutschierte er mit dem Taxi durch die Stadt, denn er hatte eine anspruchsvolle Frau, die recht leichtfertig mit dem Geld umging.

Wozu auch sparen, wo die Pinke doch reichlich genug hereinkam? Da konnte man es sich schon leisten, das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauszuwerfen.

Daß Petroni sich langsam, aber sicher damit kaputtmachte, daran dachte sie nicht - und ihm war es anscheinend egal.

Es war ein kalter Februarabend. Tagsüber war der Himmel bleigrau gewesen, und nun tanzten vereinzelt Schneeflocken durch die Luft. Sie wirbelten um die Lichtkronen der Straßenbeleuchtungen herum und sanken dann träge auf die Fahrbahn.

Der Fahrgast, der im Fond des Wagens saß, wollte nach Finsbury gebracht werden.

»Percival Street«, hatte er beim Einsteigen gesagt, und das Taxi hatte dieses Ziel schon fast erreicht.

Ray Wayne, der Fahrgast, unterhielt sich während der ganzen Fahrt mit Petroni. Soeben fragte er: »Ist so ein Nachtjob nicht sehr aufreibend?«

Der mittelgroße, leicht übergewichtige Petroni schürzte die Lippen und zuckte mit den Schultern. »Ich habe eine Natur wie ein Roß. Mich reibt nichts so schnell auf, Sir.«

»Wann machen Sie Schluß?«

»Das kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Wie das Geschäft läuft, wohin mich die letzte Fuhre bringt. Manchmal wird es eins. Meistens stelle ich die Karre aber schon um zwölf in die Garage. Was versäume ich schon?«

»Sind Sie nicht verheiratet?«

»Doch, aber sobald das Abendprogramm beginnt, sitzt meine Frau vor dem Fernsehapparat. Bis zum Sendeschluß bin ich dann gewissermaßen Strohwitwer. Und seien Sie ehrlich - wie oft wird schon was gesendet, das es wert ist, angesehen zu werden?«

»Selten.«

»Eben. Da verdiene ich mir lieber in dieser Zeit, die sonst verloren wäre, ein bißchen Geld.«

»Ist auch eine Einstellung.«

»Und nicht mal die schlechteste«, sagte Giuliano Petroni. Er bog in die Percival Street ein und fuhr die Front der Reihenhäuser entlang. Wayne sagte ihm, vor welchem Haus er anhalten solle. Das Taxi rollte aus. Petroni nannte den Fahrpreis. Wayne bezahlte und legte ein ordentliches Trinkgeld drauf. Er konnte sich das leisten, war in

leitender Funktion bei einer großen privaten Versicherung tätig.

Er hätte sich auch ein eigenes Auto leisten können, aber er besaß keinen Führerschein mehr. Den hatte man ihm vor drei Jahren abgenommen, weil er in leicht alkoholisiertem Zustand einem volltrunkenen Freund einen Gefallen erwiesen und diesen in dessen Wagen nach Hause gefahren hatte, Eine Verkehrsstreife hatte ihn erwischt. Alkoholtest. Blutprobe. Schnellrichter. Und der Führerschein war weg gewesen. Darüber hinaus war Ray Wayne auch noch eine gehörige Geldstrafe aufgebrummt worden. Sie hatte ihm mehr wehgetan als der Verlust der Driver Licence.

»Einen geruhsamen Abend wünsche ich noch«, sagte Wayne.

»Ich nehme alles leicht, Sir. Wissen Sie, daß ich schon mal Rex Harrison nach Hause gefahren habe?«

»Tatsächlich?«

»Ja, darauf bin ich heute noch stolz.«

»Wie war er?«

»Nicht sehr gesprächig. Das Stück, in dem er spielte, war beim Publikum nicht angekommen. Das beschäftigte ihn ziemlich.«

Wayne öffnete die Wagentür und stieg aus. »Vielleicht erwische ich Sie mal wieder«, sagte er lächelnd. »Dann können Sie mir mehr über Ihre illustren Fahrgäste erzählen. Würde mich ehrlich interessieren.«

Er stieg ein paar Stufen hoch, schloß die Tür seines Reihenhauses - es war, wie alle andern auch, aus Backstein gebaut 7 auf und trat ein. Giuliano Petroni öffnete das Handschuhfach und entnahm diesem ein postkartengroßes Notizbuch. In dies trug er den Betrag ein, den er kassiert hatte. Dann stellte er das Zählwerk ab und wollte umkehren.

Da starb der Motor ab. Ohne Grund. Plötzlich war er weg. Giuliano Petroni kratzte sich am Hinterkopf. »Na sowas«, brummte er erstaunt. »Laß mich jetzt bloß nicht im Stich, du Mistkarre, sonst landest du auf dem Autofriedhof!«

Er hatte bei Dienstantritt vollgetankt. Der Sprit konnte also noch nicht verbraucht sein.

Die Treibstoffanzeige bestätigte ihm das auch. Der Tank war noch fast voll.

»Shit!« knurrte Petroni.

Er versuchte mehrmals zu starten. Der Anlasser mahlte zwar kräftig, denn die Batterie war erst im vergangenen Monat erneuert worden, aber der Motor sprang nicht an.

Petroni versuchte das Fahrzeug mit allen möglichen Tricks zu überlisten. Er kannte eine ganze Menge Finten, doch diesmal hatte er damit kein Glück. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Er mußte aussteigen und seinen Kopf unter die Motorhaube stecken.

Er tastete grimmig nach der Haubenverriegelung. Sobald er daran zog, gab es ein metallisches Geräusch, und die Motorhaube hob sich

ein Stück. Petroni verließ das Fahrzeug mißmutig.

Solange der Wagen fuhr, war für ihn alles in Butter. Aber in den Eingeweiden des Autos herumzukramen, das war nicht nach Petronis Geschmack. Nicht, daß er von diesen Dingen nichts verstanden hätte. Das schon. Er machte sich nur nicht gern schmutzig.

Ärgerlich öffnete er den Kofferraum. Aus einem orangefarbenen Werkzeugkasten nahm er eine Spraydose, in der sich Kriechöl befand. Möglicherweise war Feuchtigkeit daran Schuld, daß der Motor nicht mehr wollte. Sie war mit diesem Spezialöl zu vertreiben.

Er ging mit der Dose nach vorn, stemmte die Motorhaube hoch, nachdem er die Sicherheitsverriegelung gelöst hatte, und schaute in den Motorraum. Drähte, Batterie, Lichtmaschine, Ventilator, Motorblock, Vergaser, Verteiler… Alles besprühte er mit Kriechöl.

Er wartete zwei Minuten, setzte sich dann in den Wagen und versuchte sein Glück noch einmal am Starter. Vergebens.

»Jetzt wird's unangenehm«, brummte er.

Abermals stieg er aus. Er prüfte, ob eines der Kabel locker saß, konnte jedoch keinen Fehler finden.

»Und das alles bei dieser Kälte und im Dunkeln!« maulte Petroni. »Ich könnte dich in deine Einzelteile zerlegen und verkehrt wieder zusammenbauen, so eine Stinkwut habe ich auf dich, du Dreckschleuder!«

Plötzlich stutzte Giuliano Petroni. Er vernahm ein seltenes Geräusch: das Klappern von Hufen. Geisterhaft hallte es zwischen den Häusern. Der Taxifahrer richtete sich auf. Er blickte über das Dach seines Wagens hinweg, zu der schmalen Straße, aus der das Geklapper kam.

In der heutigen technisierten Zeit sind Pferde eine Seltenheit geworden. Man reagiert schon mit Neugier auf das Klappern von Hufen. Die Geräusche wurden lauter. Das Pferd mußte gleich erscheinen.

Petroni vergaß für einen Moment seinen Ärger mit dem Wagen, und, im nächsten Augenblick tauchte an der Ecke das Pferd auf. Die Augen des Taxifahrers weiteten sich.

Das Pferd war ein kraftstrotzender Rappe. Das Zaumzeug war mit goldenen Nieten versehen. Der Körper des edlen Tieres war gepanzert. Petroni erkannte unter dem Kopf des, Rappen einen kleinen Totenschädel, der die breiten Lederriemen zusammenhielt. Er sah auf dem Zügel einen goldenen Drachen, doch das Tier rief Petronis Schock nicht hervor.

Der Reiter war es!

Ein Ritter. In blinkender Rüstung. Ein Schwert am Gürtel. In den knöchernen Händen eine Sense, an der Blut klebte. Und unter der Kettenkapuze grinste ein grausamer Totenschädel!

***

Ray Wayne legte in der Diele Hut und Mantel ab. Er war ein großer, schlanker blonder Mann. Der typische Engländer, wie man ihm im Ausland schon häufig versichert hatte.

Mit einem trockenen Humor gesegnet, der in seinem Bekanntenkreis gut ankam.

Intelligent und redegewandt. Er spielte Tennis, lief fast täglich seine fünf, sechs Kilometer und hielt sich mit einer wöchentlichen Sauna und anschließendem Schwimmen fit.

Nachdem er die Schuhe ausgezogen hatte, schlüpfte er in seine Lederpantoffel und begab sich in den Livingroom. Jetzt freute er sich auf ein Glas guten alten Scotch. Darauf verzichtete er niemals. Es war ihm zur lieben Gewohnheit geworden.

Er knipste das Licht an und ging zur Bar. Nachdem er sein Glas zwei Finger hoch gefüllt hatte, warf er zufällig einen Blick aus dem Fenster. Er rechnete nicht damit, den Taxifahrer noch zu sehen, aber der Mann war noch da. Er schien Schwierigkeiten mit seinem Wagen zu haben.

Ein Glück, daß das nicht früher passiert ist, dachte Wayne. Er nahm genießend einen Schluck von seinem Drink und beobachtete Petroni, der soeben den Kofferraum öffnete.

Wenig später steckte der Taxifahrer unter der Motorhaube. Danach setzte er sich kurz in den Wagen, stieg aber gleich wieder aus und beugte sich erneut in den Motorraum.

Und dann richtete er sich auf. Er schaute über das Dach seines Wagens. Wayne folgte dem Blick des Mannes, konnte jedoch nichts sehen. Er sah wieder Petroni an, durch dessen Körper plötzlich ein Ruck ging.

Wayne blickte abermals dorthin, wohin Giuliano Petroni schaute, und im selben Moment glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu können. War er denn auf einmal verrückt geworden? Oder sah er diesen unheimlichen Ritter wirklich? Ein Skelett, das in einer blinkenden Rüstung steckte!

Das konnte es doch nicht geben. Das war unmöglich.

Auch Petroni schien an seinem Verstand zu zweifeln.

Ein Ritter!

Der Schreckliche war jedoch mit keiner Streitaxt und auch nicht mit einer Lanze bewaffnet, wie das früher üblich gewesen war. Nein, dieser Ritter hielt den dicken Stiel einer mächtigen Sense in seinen skelettierten Händen. Die Klinge war blutbesudelt.

Wayne rieselte ein eisiger Schauer über den Rücken. Er schluckte trocken und merkte, wie er die Gänsehaut bekam. Grauernerregend war die Erscheinung anzusehen.

Der Ritter zügelte kurz sein Pferd. Er wandte dem Taxifahrer sein grinsendes Totengesicht zu. Obwohl die Augenhöhlen leer waren, schien der Unheimliche den Mann sehen zu können.

Giuliano Petroni stand wie vom Donner gerührt da. Ray Wayne wunderte das nicht. Es ging ihm genauso. Dabei war er wesentlich besser dran als der Taxifahrer, denn er befand sich nicht auf der Straße, sein Leben war also nicht unmittelbar bedroht. Aber Petroni mußte Angst um sein Leben haben, denn der Schreckliche nahm eine feindselige Haltung ein.

Wayne krampfte die Hände zu Fäusten zusammen. Er biß sich auf die Lippen, während er mit wild hämmerndem Herzen verfolgte, was vor seinem Haus passierte.

Der Ritter trieb sein Pferd an. Er jagte auf Petroni zu. Hoch über seinem Totenkopf schwang er die blutbesudelte Sense.

Wayne legte entsetzt die kalten Hände an die heißen Wangen. »O mein Gott!« stieß er heiser hervor.

***

Giuliano Petroni war vom Schock gelähmt. Er rührte sich nicht vom Fleck. Der Ritter griff an, und als die Sense waagrecht durch die Lüfte schnitt, schloß Ray Wayne unwillkürlich die Augen. Er wollte nicht sehen, was mit dem Taxifahrer passierte.

Aber Petroni hatte Glück. Kurz bevor die Klinge ihn erwischte, löste sich die bleierne Lähmung aus seinen Gliedern. Und er reagierte prompt, ließ sich fallen. Die Sense wischte haarscharf über seinen Kopf hinweg. Der Reiter preschte an ihm vorbei, riß nach wenigen Yards den Rappen herum und griff erneut an.

Diesmal blieb Petroni jedoch nicht reglos stehen. Er ergriff die Flucht, hetzte die Straße entlang, blickte immer wieder über die Schulter zurück. Der Ritter holte ihn ein. Und wieder hatte Petroni Glück, denn als ihn die Sense treffen sollte, stolperte er und fiel.

Die Klinge verfehlte ihn zum zweitenmal. Petroni rollte auf dem Asphalt herum, sprang auf und rannte zu seinem Wagen zurück. Sein Gesicht war von der Anstrengung verzerrt und gerötet. Er lief um sein Leben, wollte das Taxi erreichen, in den Wagen springen, die Tür zuschlagen und verriegeln.

Sechs Yards noch bis zum Fahrzeug.

Der unheimliche Ritter preschte heran. Wie er die schwere Sense schwang, das machte ihm keiner nach. Er war in der Handhabung dieses Mordinstruments perfekt. Blitzende Reflexe tanzten auf der breiten Schneide.

Fünf Yards…

Ray Wayne hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Er drückte dem Taxifahrer die Daumen. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn. Hoffentlich schaffte er es! dachte er aufgewühlt. Er muß es schaffen, sonst bringt ihn dieses Monster in der Ritterrüstung um!

Vier Yards…

Der Ritter war dicht hinter Petroni. Seine ungewöhnliche Waffe sichelte durch die Luft.

Wayne hoffte, daß der Taxifahrer es sehen und reagieren würde, doch der Mann sah die große Gefahr nicht.

Da traf ihn die Klinge. Waynes Herz übersprang einen Schlag. Petroni faßte sich an die Kehle. Er blieb stehen, wankte Wayne sah frisches Blut auf der Sense, und er sah das Blut, das aus einer Schnittwunde die rings um Petronis Hals verlief, austrat.

Der Schreckliche hatte den Taxifahrer geköpft. Dennoch trug Petroni seinen Kopf weiterhin auf den Schultern. Aber die Sense war durch seinen Hals gefahren, das hatte Wayne ganz deutlich gesehen.

Es grenzte an ein Wunder, daß der Mann noch auf seinen Beinen stand. Er hätte schon längst zusammenbrechen müssen. Panik spiegelte sich auf seinen Zügen. Er machte einen letzten unsicheren Schritt. Darm ging er zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Und der unheimliche Ritter schwang seine Sense triumphierend hoch und ritt davon.

Zurück blieb ein Toter.

Da mußte etwas geschehen. Vor Waynes Haus lag eine Leiche. Er wandte sich um, hatte das Gefühl, um viele Jahre gealtert zu sein. Es pochte laut in seinen Schläfen.

Die Leiche konnte dort draußen nicht liegen bleiben. Jemand mußte sich darum kümmern. Die Polizei. Er mußte sie verständigen. Benommen wankte er zum Telefon. Würde man ihm diese haarsträubende Geschichte glauben? Oder würde man ihn für verrückt halten?

Er hätte den Beamten das nicht einmal übelgenommen. Es war ja wirklich eine wahnsinnige Geschichte, die er ihnen zu bieten hatte.

Hastig holte er das Telefonbuch.

Er wählte die Nummer von Scotland Yard und schrie in die Membrane, was er soeben miterlebt hatte.

»Einen Augenblick, Sir«, unterbrach ihn die nüchterne Stimme des Yard-Mannes. »Ich verbinde Sie mit dem zuständigen Beamten.«

Das war wenigstens etwas. Man schien ihm zu glauben…

***

Das Telefon läutete. Ich legte den Kugelschreiber weg und griff nach dem Hörer.

»Oberinspektor Sinclair«, meldete ich mich.

»Hallo, John«, sagte eine Stimme, die mir bestens vertraut war. Am andern Ende war meine Freundin Jane Collins.

»Nett, daß du anrufst. Was hast du auf dem Herzen?«

»Schiebst du heute Nachtdienst?«

»Nee. Wie kommst du denn darauf?«
»Weil du immer noch in deinem Büro hockst. Ist deine Uhr stehengeblieben?«
»Ich glaube nicht.«
»Es ist zwanzig Uhr dreißig.«
»Ja, das zeigt meine Uhr auch.«
»Machst du Überstünden?«
»So könnte man es nennen. Ich muß mal wieder den Papierkram erledigen, sonst wuchert er mir über den Kopf. Auf meinem Schreibtisch sieht es aus wie auf einem Schlachtfeld. Ein Fremder würde sich hier nur mit einem Kompaß zurechtfinden.«
»Ich habe einen Mordshunger.«
»Ich auch«, sagte ich. »Jetzt, wo du davon sprichst, fällt es mir auf. Ich dachte schon, irgend jemand hätte sich in mein Büro eingeschlichen und würde mit mir reden, dabei ist es das Knurren meines Magens…«
»Ich hätte zwar etwas im Kühlschrank, aber ich bin nicht in der Stimmung, mich an den Herd zu stellen. Ich würde lieber irgendwo essen gehen. Da mir das aber allein keinen Spaß macht, habe ich bei dir zu Hause angerufen.«
»Ging ich ran?« fragte ich grinsend.
»Was würdest du denken, wenn ich jetzt ja sagte?«
»Daß du mal zum Psychiater mußt.«
»Was hältst du von einem späten Abendessen zu zweit, John?«
»Eigentlich sehr viel.«
»Tun wir's zusammen?«
»Eine verfängliche Frage.«
»Ich meine essen, du Schlingel.«
»Okay. Gib mir noch eine halbe Stunde, dann habe ich das wichtigste erledigt.«
»Einverstanden«, tagte Jane Collins. »In einer halben Stunde stehe ich vor dem Yard Building. Aber laß mich nicht zu lange warten, hörst du? Sonst friere ich an, und du mußt mich mit der Lötlampe abtauen.«
Wir legten gleichzeitig auf. Ich zündete mir eine Zigarette an und stürzte mich mit mäßigem Eifer wieder auf die Arbeit. Schreibkram ist nicht meine starke Seite. Ich bin mehr ein Mann der Tat. Selbst wenn es knüppeldick kommt, ist mir das noch lieber, als hinter dem Schreibtisch Schimmel anzusetzen.
Und daß es immer wieder ziemlich dick kam, dafür sorgten schon meine Feinde.
Asmodina, die Tochter des Teufels; zum Beispiel. Oder Dr. Tod alias Solo Morasso, dieser gefährliche Mensch-Dämon mit seiner Mordliga.
Hinzu kam noch ein anderer Aspekt: Atlantis!
Immer mehr kristallisierte sich hervor, daß dieser versunkene

Kontinent ein Erbe hinterlassen hatte, das noch bis in die heutige Zeit hineinwirkte. Myxin und Kara konnten davon ein Lied singen. Aber auch ich, denn erst vor kurzem hatte ich Chiimal erlebt, ein riesiges Ungeheuer, das noch aus Atlantis stammte.[1]

Der Eiserne Engel hatte es erledigt. Suko und ich hätten es kaum geschafft.

20 Minuten, arbeitete ich intensiv. Danach stand der Bericht, an dem mein Vorgesetzter, Sir James Powell, wohl kaum etwas aussetzen können würde. Weitere fünf Minuten benötigte ich, um wenigstens ein bißchen Ordnung in das Chaos, das auf meinem Schreibtisch herrschte, zu bringen.

Als ich dann in meine pelzgefütterte Lederjacke schlüpfte, schlug das Telefon erneut an.

Ich dachte, es wäre wieder Jane Collins, fischte den Hörer aus der Gabel und sagte: »Die dreißig Minuten, die du mir zugestanden hast, sind noch nicht um, Baby.«

»Hallo! Hallo!« rief am anderen Ende eine aufgeregte Männerstimme »Bin ich falsch verbunden, oder was?«

»Wen wollen Sie? Hier ist Oberinspektor John Sinclair.«

»Es ist etwas Entsetzliches passiert! Vor meinem Haus! Ein Mord! Ein grausamer, grauenvoller Mord, Mr. Sinclair!«

»Dafür ist die Mordkommission zuständig.«

»Aber man hat mir gesagt, daß Sie zuständig wären.«

»Wer wurde ermordet?«

»Ein Taxifahrer.«

»Haben Sie den Mörder gesehen?«

»Ja. Es war ein Ritter.«

»Ein was, bitte?« fragte ich verblüfft aufhorchend.

»Ein Ritter, wie es sie im 11., 12. Jahrhundert gegeben hat.«

»Darf ich Sie um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten, Sir?« Ich rückte mir den Notizblock zurecht und schrieb darauf: Ray Wayne. Percival Street 13. Finsbury. Und dann bat ich Mr. Wayne, mir mit wenigen Worten zu berichten, was sich ereignet hatte.

Was ich zu hören bekam, sträubte mir die Haare.

»Ich komme sofort!« sagte ich und legte auf.

Ich hastete aus meinem Büro. Das Vorzimmer war leer. Meine Sekretärin Glenda Perkins war bereits um 17 Uhr nach Hause gegangen Mit meinem Einverständnis. Sie wäre auch geblieben, wenn ich es gewollt hätte. Mir zuliebe tat sie nämlich alles, denn sie hatte was für mich übrig. Aber Liebe am Arbeitsplatz… Ich weiß nicht recht. Außerdem war da auch noch Jane Collins.

Punkt 21 Uhr saß ich in meinem Bentley. Ich stoppte den silbermetallicfarbenen Schlitten kurz vor dem Yard Building und ließ Jane Collins zusteigen. Sie trug einen warmen sandfarbenen Mantel

und modische Pelzstiefel.
»Hast du schon lange gewartet?« fragte ich.
Sie schüttelte ihre blonde Mähne. »Ich bin eben erst gekommen. Du bist pünktlich wie ein Maurer.«
»Pünktlichkeit ist die schönste Art, einem Menschen zu zeigen, daß man ihn mag.«
»Das hast du nett gesagt, John.«
»Ist nicht von mir, aber trotzdem gut. Ich hab's von einem Kalenderblatt. Hör zu, Jane, es gibt leider eine kleine Programmänderung. Bevor wir essen gehen, habe ich noch etwas Wichtiges zu erledigen.«
»So? Was denn?« wollte die Detektivin wissen.
Ich sagte es ihr.
Sie seufzte. »Dann kriege ich wohl erst um Mitternacht was in den Magen.«
»Ich kann's leider nicht ändern.«

***

Wayne hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu gehen. Er trabte im Livingroom auf und ab. Jedesmal wenn er das Fenster erreichte, warf er einen nervösen Blick hinaus.
Außer ihm schien diesen grausamen Mord niemand mitgekriegt zu haben. Der tote Taxifahrer lag immer noch auf der Straße. Wayne hätte gern nach ihm gesehen, aber er hatte Angst.
Er befürchtete, der schreckliche Ritter könnte zurückkehren und ihm dann auch das Leben nehmen.
Aber lange hielt es Ray Wayne nicht mehr in seinem Haus aus. Etwas trieb ihn auf die Straße. Eine innere Stimme sagte ihm, er müsse sich um den Toten kümmern. Er fand das zwar unsinnig, denn er konnte nichts mehr für den Taxifahrer tun, aber es drängte ihn, wenigstens bei ihm zu sein, bis John Sinclair eintraf.
Er goß sich ein Glas mit Scotch voll und leerte es auf einen Zug. Erstens, um sich Mut zu machen. Zweitens, weil es draußen kalt war. Dann schlüpfte er in seine Schuhe, schlang sich einen dicken Wollschal um den Hals und trat zögernd aus dem Haus.
Einsam und verlassen lag die Straße da. Schneeflocken tupften Wayne ins erhitzte Gesicht. Langsam stieg er die Stufen hinunter. Er klammerte sich an das Eisengitter, das den Gehsteig begrenzte.
Vom unheimlichen Ritter war nichts mehr zu sehen. Suchte er anderswo ein weiteres Opfer? Sein Erscheinen war für Wayne so ungeheuerlich, daß er damit einfach nicht fertig wurde.
Ein Skelett in einer Ritterrüstung. Das gab es doch normalerweise nur in Gruselromanen oder -filmen. Aber doch nicht in Wirklichkeit. Und doch hatte Wayne diesen schrecklichen Horrorreiter gesehen. Woher

war er gekommen? Aus der Hölle? Wer hatte ihm den Weg auf die Erde geebnet? Der Teufel selbst? Wayne ahnte nicht, wie nahe er der Lösung mit seinen Gedanken war.

Er fröstelte. Immer wieder glaubte er, das harte Schlagen von Hufen zu vernehmen. Dann riß es ihn jedesmal herum, aber weder ein Pferd noch ein Reiter ließen sich blicken.

Wayne war froh darüber.

Er mußte sich überwinden, uni sich dem toten Taxifahrer zu nähern. Ein roter Striemen lief rings um den Hals des Leichnams herum. Blut war aus der glatten Schnittwunde ausgetreten, und Wayne wunderte sich, daß sich der Kopf nicht vom Rumpf getrennt hatte.

Weiß, wie mit Mehl bestreut, war das Gesicht des Taxifahrers. Wayne ging näher an ihn heran. Mit jedem Schritt mußte er ein inneres Hindernis überwinden. Er atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen. Seine Nerven vibrierten so sehr, daß es ihm unmöglich war, sie zu beeinflussen.

Er erreichte den Toten. Ein unbeschreibliches Gefühl war in seiner Brust. Es drückte auf sein Herz und stachelte die Furcht, die er endlich im Griff zu haben geglaubt hatte, aufs Neue an.

Irgend etwas irritierte ihn. Aber was? Was machte ihm auf einmal so sehr Angst? War es der Anblick dieser Leiche?

Da!

Es zuckte in Giuliano Petronis wächsernem Gesicht. Aber wie war das möglich bei dieser Verletzung? Der Tote schlug die Augen auf. Das war zuviel für Ray Wayne. Erfüllt von Grauen und Entsetzen zuckte er zurück…

***

Petroni lebte wieder. Aber er war nicht mehr der freundliche Mann, der er immer gewesen war. Er war jetzt ein Zombie, den die Macht des Bösen lenkte. Die Hölle war nunmehr in ihm. Er war zu ihrem Diener geworden, und er wußte, was er zu tun hatte. Es war seine Aufgabe, alles Gute zu vernichten und menschliches Leben auszulöschen, denn die Mächte der Finsternis gierten nach den Seelen Unglücklicher.

Waynes Augen traten weit aus den Höhlen.

Der Untote erhob sich. Er grinste gemein. Grausamkeit und Mordlust glitzerten in seinen gebrochenen Augen.

Ray Wayne schüttelte verstört den Kopf. »Nein! Großer Gott, nein! Was ist das für eine schreckliche Nacht?«

Der Zombie näherte sich ihm. Er streckte die Hände aus, wollte ihn packen. Wayne wollte herumwirbeln und die Flucht ergreifen, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Als der Untote seinen Schal ergriff, hakte bei ihm der Verstand aus.

Er wußte nicht mehr, was er tat. Statt zu fliehen, griff er den lebenden Leichnam an. Mit beiden Fäusten hieb er gleichzeitig in das teigige Gesicht des Untoten.

Giuliano Petroni zeigte keinerlei Wirkung. Er rückte näher, bekam auch das zweite Ende des Schals zu fassen und zog sofort zu.

Wayne blieb die Luft weg. Er riß die Augen auf. Er versuchte die Finger unter den Schal zu schieben, aber es gelang ihm nicht. Er war nicht kräftig genug. Die Atemnot versetzte ihn in helle Panik.

Wie von Sinnen schlug er um sich. Er trat nach dem Zombie. In seinem Kopf war ein besorgniserregendes Brausen, das immer lauter wurde. Kündigte sich bereits die Ohnmacht an?

In seiner Hysterie ließ sich Ray Wayne fallen. Damit hatte der Untote nicht gerechnet.

Der würgende Schal lockerte sich. Wayne nahm die Gelegenheit sofort wahr. Er zog den Kopf aus der Schlinge, wälzte sich über den Gehsteig, fort von Petroni, sprang auf und rannte auf den Eingang seines Hauses zu. Er stürmte die wenigen Stufen hoch.

Doch der Zombie wollte ihn nicht entkommen lassen. Zornig starrte er auf den Schal. Er warf ihn weg und folgte Wayne.

Als dieser die Tür hinter sich zuschmettern wollte, schob Petroni seinen Fuß dazwischen.

Die Tür schepperte, und dann drückten die beiden mit aller Kraft dagegen.

Petroni wollte ins Haus.

Wayne wollte ihn nicht hineinlassen. Er wußte, daß er verloren war, wenn es dem Zombie gelang, in sein Haus einzudringen. Verbissen kämpfte Wayne um sein Leben.

Aber in Petroni steckte jetzt die Kraft der Hölle, und der war Ray Wayne nicht gewachsen. Der Untote warf sich ungestüm gegen die Tür. Er schob sein Opfer drinnen über den glatten Parkettboden. Wayne strengte sich bis zum Äussersten an. Es nützte nichts. Er konnte nicht verhindern, daß der Zombie sein Haus betrat.

Entmutigt gab er die Tür frei. Sie knallte gegen die Wand, und im Rahmen stand der mordlüsterne Untote. Wayne ergriff erneut die Flucht. Er jagte durch den Flur.

Wohin? fragte er sich blitzschnell.

Hinauf ins Obergeschoß? Hinunter in den Keller? Wo war er vor dem Zombie sicher?

Vermutlich nirgendwo. Wayne entschied sich für nichts. Es passierte von selbst, daß er in den Living-room gelangte. Abermals wollte er hinter sich die Tür zuwerfen. Abermals gelang es ihm nicht. Wieder mußte er gegen die Kräfte des Untoten ankämpfen. Das laugte ihn aus. Er ließ keuchend von der Tür ab, und Giuliano Petroni trat ein.

Ray Wayne wich Schritt um Schritt vor ihm zurück. Fingerdick

glänzte der Schweiß auf seinem Gesicht.

Der Zombie näherte sich ihm langsam. Er schien sich seines Opfers sicher zu sein, und auch Wayne glaubte, daß er verloren war.

Er stieß gegen den Tisch und erschrak. Verzweifelt hob er beide Hände. »Bitte«, flüsterte er. »Bitte nicht…«

Der Untote grinste gemein. »Die Hölle will es.«

»Aber… aber ich habe doch nichts getan.«

»Du lebst. Allein dafür muß ich dich schon bestrafen!« knurrte der Zombie. »Du bist ein Gegner des Bösen, wie die meisten Menschen, deshalb mußt du sterben.«

Wayne wich weiter zurück. Bis zur Wand. Dann konnte er keinen Schritt mehr tun. Der Zombie lachte hohl. Es hörte sich schaurig an.

»Du bist verloren«, höhnte Giuliano Petroni.

»Ich flehe Sie an, lassen Sie mir mein Leben!« bettelte Wayne. »Astahoe hat mich zu seinem Kämpfen gemacht. Ich habe damit eine ehrenvolle Aufgabe übernommen. Die muß ich erfüllen!«

»Astahoe? Wer ist das?«

»Man nennt ihn auch den Schrecklichen.«

»Sprechen Sie von diesem Ritter?«

»Ja.«

»Woher kommt er?«

»Geradewegs aus der Hölle!« sagte Petroni, und dann wuchtete er sich vorwärts. Wayne wollte nach links ausweichen, doch der Zombie hinderte ihn daran. Seine Finger, die sich um Waynes Hals legten, waren eiskalt, obwohl er noch nicht lange tot war. Es war die Kälte des Grauen, die ihn erfüllte. Brutal packte der Untote die Kehle seines Opfers.

Grausam drückte er zu. Wayne wollte um Hilfe schreien, doch es kam nur ein kaum hörbares Krächzen über seine Lippen. Der Zombie zwang ihn auf die Knie, und er ließ ihn weiterhin nicht los.

Das ist das Ende! schoß es Ray Wayne durch den Kopf, und dann merkte er, wie sich eine tiefe Schwärze langsam auf ihn herabsenkte.

***

Daß Jane neben mir saß, war keine Selbstverständlichkeit. Es lag noch nicht allzulange zurück, da hatte ihr die Terroristin Barbara Scott, die zumeist nur Lady X genannt wurde und Dr. Tods Mordliga angehörte, einen Teufelstrank zu trinken gegeben, der es in sich gehabt hatte.[2]

Ich war froh, daß Jane Collins dieses Abenteuer schließlich heil überstanden hatte. Sie blickte mich von der Seite an. Ich fuhr zügig, raste aber nicht.

»Ich mag nicht, wenn du so ernst dreinsiehst, John«, sagte sie.

»Tut mir leid, aber ich kann jetzt nicht lachen.«

»Was befürchtest du?«
»Ich habe dir erzählt, was passiert ist.«
»Der Anrufer kann einen Zacken weg gehabt haben.«
»Danach hat er nicht geklungen. Der Mann rief in Panik an.«
»Ein skelettierter Ritter im zwanzigsten Jahrhundert…«
»Die Erfahrung müßte dich eigentlich gelehrt haben, daß den Mächten der Finsternis so gut wie nichts unmöglich ist, Jane. Was für haarsträubende Dinge sind dir nicht schon selbst passiert?«
»Da hast du allerdings recht. Und jetzt liegt ein Toter in der Percival Street, für den ein unheimlicher Ritter verantwortlich ist.«
Ich hatte schon mal mit Rittern zu tun gehabt. Wenn ich daran dachte, stieß es mich heute noch sauer auf.[3]
War er von damals übriggeblieben? War er ein Nachkomme der grausamen Ritter? Oder hatte er mit diesen nichts zu tun?
Wir erreichten den Stadtteil Finsbury, und wenig später bog ich in die Percival Street ein.
Von weitem schon sahen wir das Taxi. Die Tür auf der Fahrerseite war offen.
Kofferraumdeckel und Motorhaube waren hochgeklappt. Die Fahrzeugbeleuchtung war eingeschaltet.
Ich brachte meinen Bentley hinter dem Taxi zum Stehen. »Du kannst sitzenbleiben«, sagte ich und stieg aus.
Aber auch Jane Collins verließ den Wagen. Wir suchten den Toten. Ich hatte damit gerechnet, daß Ray Wayne bei ihm sein würde, aber ich fand weder eine Leiche, noch konnte ich irgendwo Wayne entdecken.
Vielleicht hatte mich doch der Anruf eines Verrückten hergelockt. War der unheimliche Ritter ein Hirngespinst gewesen? Existierte er nur in der Phantasie eines Irren? Hätte dann aber das Taxi vor Ray Waynes Haus gestanden?
»John!« sagte Jane Collins.
»Hm?«
»Dort liegt ein Schal.« Jane holte ihn. »Und die Eingangstür von Waynes Haus ist offen.«
Mir schwante etwas.
»Vielleicht hat Wayne den Toten in sein Haus getragen, damit er nicht auf der Straße herumliegt«, vermutete Jane.
Ich hoffte, daß sie mit dieser Vermutung recht hatte. Mir war nämlich ein viel schlimmerer Gedanke gekommen. Ich ging auf den Hauseingang zu. Jane folgte mir. Sie war ein tapferes Mädchen, das hatte sie schon oft bewiesen. Dennoch wäre mir wohler gewesen, wenn ich sie nicht dabei gehabt hätte. Ich mag es nicht, wenn ihr Gefahr droht, und als ich das Haus betrat, hatte ich den Eindruck, ich könne die Gefahr riechen.

»Bleib hinter mir«, raunte ich der Detektivin zu. »Und keine Extratouren, verstanden?«

Sie nickte.

Ich ließ meine Zunge über die trockenen Lippen huschen. Irgend etwas stimmte hier nicht. Ray Wayne hatte nicht den Tag der offenen Tür proklamiert. Es mußte einen triftigen Grund dafür geben, daß die Haustür nicht geschlossen war. Und wo war der tote Taxifahrer?

Wir hörten ein Poltern. Es kam aus dem Living-room. Ich flitzte sofort aus den Startlöchern. Auf den ersten Blick war der Raum leer. Aber ich blieb nicht in der Tür stehen, sondern machte einige Schritte in das Zimmer hinein. Und dann sah ich die beiden.

Sie waren mit zäher Verbissenheit ineinander verkrallt. Der eine wollte den andern erwürgen. Der andere kämpfte mit allerletztem Krafteinsatz verzweifelt um sein Leben.

Ich wußte, wer wer war.

Der mit dem wächsernen Gesicht und dem roten Striemen am Hals war der Taxifahrer. Er war tot. Der Ritter hatte ihn mit seinem Sensenstreich zum Zombie gemacht.

Und jener, der so verzweifelt gegen das unvermeidbar Scheinende kämpfte, mußte Ray Wayne sein, der Mann, der mich, im Büro angerufen hatte.

Ich stürmte vorwärts. Mit beiden Händen packte ich die Schultern des Taxifahrers. Ich riß ihn von Wayne weg. Er ließ tatsächlich von seinem Opfer ab und wandte sich knurrend mir zu.

»Kümmere dich um Wayne!« rief ich Jane Collins zu, aber das wäre nicht nötig gewesen, denn sie war bereits auf dem Weg zu dem Mann.

Und der Zombie röhrte: »Na schön, dann stirbst eben du! Mir ist das egal!« Er hieb mit seiner Faust zu. Ich duckte ab, der Schwinger ging über mich drüber. Ich warf mich gegen den Taxifahrer und versuchte ihn zu Fall zu bringen, aber er stand da wie ein Felsen in der Schlacht.

Sein zweiter Schlag traf mich und beförderte mich drei Schritte zurück. Es war ein gemeiner Treffer, mit dessen Wirkung ich zu kämpfen hatte.

Der Untote grinste mich siegesgewiß an. »Die Hölle braucht Seelen, und ich werde ihr deine verschaffen!«

»Abwarten!« knirschte ich. »Ich weiß, wie man mit Kerlen wie dir umgehen muß.«

Er stampfte heran. Ich steppte zur Seite und hieb ihm meine Handkante ins Genick. Der Schlag ließ ihn vorwärtstorkeln, und während er sich umdrehte, angelte ich meine Beretta aus der Schulterhalfter.

Der Untote lachte mich aus. »Was willst du denn damit?«

»Dich erlösen«, antwortete ich.

»Ich bin schon tot, du Irrer. Du kannst mich nicht noch einmal

töten.«
»Doch. Ich kann dir dieses zweite unselige Leben nehmen.«
»Damit?« fragte der Zombie und wies ungläubig auf meine Pistole.
»Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Die verdaust du nicht!«
Er schien mir nicht zu glauben, denn er griff wieder an. Ich wartete nicht, bis er mich erreicht hatte. Ich zielte genau und drückte ab. Die Silberkugel stanzte ihm ein Loch in die Stirn. Er brüllte auf, schlug die Hände vors teigige Gesicht, taumelte und fiel auf. die Knie. Das geweihte Geschoß zerstörte das Böse in ihm, löste es auf und erlöste den Mann. Als er umfiel, hatte niemand mehr etwas von ihm zu befürchten.

***

Ray Wayne wollte nicht, daß wir einen Arzt für ihn riefen. Er schluckte zwei Tabletten, die ihm Jane Collins aus der Hausapotheke brachte, und erholte sich allmählich von dem Horror, den er durchgestanden hatte.
»Er nannte den Ritter, der ihn mit einem Sensenstreich zu seinem Kämpen gemacht hatte, Astahoe den Schrecklichen«, erzählte Wayne, als es ihm besser ging.
Ich hatte diesen Namen nie zuvor gehört, er hatte auch nichts mit den grausamen Rittern zu tun, dessen war ich mir sicher. Wayne sagte, daß Astahoe geradewegs aus der Hölle gekommen sei, das habe ihm der Zombie verraten.
Aus der Hölle!
Wer lebte da? Wer dirigierte die dämonischen Heerscharen, sponn Intrigen und vernichtete alle Gegner, die dieses Machtgefüge verändern wollten?
Asmodina, die Tochter des Teufels! Es war anzunehmen, daß sie wieder einmal ihre Hand im Spiel hatte.
Astahoe sollte wohl Terrain für die Hölle gewinnen. Immer wieder zog diese Teufelin ihre Fäden. Auch in Chattering, einem kleinen englischen Dorf, in das es mich mit Tony Ballard, dem Dämonenhasser, verschlagen hatte, war es so gewesen. Asmodina konnte überall auftauchen, und wenn sie die Interessen der Hölle nicht selbst vertreten wollte, ließ sie es Vasallen wie Astahoe tun.
»Können Sie den Ritter beschreiben, Mr. Wayne?« fragte ich.
»Er war von einer grauenerregenden Präsenz. Sein Anblick war ein entsetzlicher Schock für mich«, sagte Ray Wayne. »Seine Erscheinung hat sich in mein Gehirn eingebrannt Ich glaube, ich werde ihn bis an mein Lebensende nicht vergessen.«
Er schilderte haarklein, wie Astahoe der Schreckliche aussah. Nicht das winzigste Detail ließ er aus.
Vor meinem geistigen Auge entstand die grauenerregende Gestalt.

Wayne beschrieb sie so gut, daß ich sie mir haargenau vorstellen konnte.

Als Wayne geendet hatte, nickte ich. Er schaute mich unsicher an. Sein Hals war immer noch feuerrot. Deutlich waren die Würgemale zu erkennen »Was wird nun weiter geschehen, Mr. Sinclair?«

»Ich wollte, ich wüßte es«, antwortete ich ehrlich. »Aber ich kenne die Pläne der Gegenseite nicht.«

»Ist zu befürchten, daß Astahoe weitere Menschen tötet?«

»Leider ja.«

»Großer Gott. Wie soll man diesem Monster denn Einhalt gebieten?«

»Das herauszufinden ist mein Job, Mr. Wayne.«

»Meine Güte, da sind Sie aber nicht zu beneiden.«

»Es ist nicht immer ein Honiglecken, da haben Sie recht. Aber irgend jemand muß auch das tun.«

Wayne schüttelte sich. »Ich würde mich nicht dazu eignen.«

Ich nickte. »Es gibt leider viel zu wenige, die den Mut aufbringen, sich den Mächten der Finsternis entgegenzustellen.« Ich dachte an Professor Zamorra, an Damona King, an Tony Ballard. Aber wer war da sonst noch?

Wayne blickte auf den toten Taxifahrer. »Wird er sich nicht noch einmal erheben, Mr. Sinclair?«

»Bestimmt nicht. Das geweihte Silber hat das Böse aus seinem Körper vertrieben.«

»Kann es nicht mehr zurück?«

»Nein«, sagte ich bestimmt.

»Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen«, sagte Ray Wayne und atmete erleichtert auf.

»Eine Frage, Mr. Wayne.«

»Ja?«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie mit dem Toten allein lasse?«

»Nun, Freude machen Sie mir damit gerade keine.«

»Das glaube ich Ihnen. Aber der Mann ist jetzt völlig ungefährlich.«

»Wenn Sie es sagen…«

Ich fragte, ob ich telefonieren dürfe. Er hatte nichts dagegen. Ich rief Scotland Yard an und bat meine Kollegen, den toten Taxifahrer aus Waynes Haus zu holen.

Als ich auflegte, stieß Jane Collins einen aufgeregten Schrei aus. Sie stand am Fenster.

»John!«

Ich war sofort alarmiert.

»Astahoe!« rief Jane, und mir war, als hätte mich jemand mit Eiswasser übergossen.

***

Ich rannte zum Fenster, starrte hinaus in die Dunkelheit, konnte den Schrecklichen jedoch nicht sehen. »Wo?« fragte ich atemlos.

»Er ist eben in die Straße dort vorn verschwunden«, sagte Jane, und ich hatte keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Wenn sie sagte, sie habe Astahoe gesehen, dann hatte sie ihn gesehen. Das war garantiert keine Halluzination gewesen.

»Den kaufe ich mir!« knirschte ich, wandte mich um und eilte aus dem Livingroom. Jane Collins hatte die Wahl, zu bleiben oder mitzukommen.

Sie entscheid sich für letzteres.

Wir stürmten aus dem Haus und stiegen in den Bentley. Ich zündete die Maschine und raste los, auf die Straße zu, die mir Jane gezeigt hatte. Als ich um die Ecke bog, sah ich den Schrecklichen. Er galoppierte die Straße entlang. Die Hufe seines Rappen schlugen hin und wieder Funken.

Mein Wagen war natürlich wesentlich schneller als Astahoes Pferd. Es befanden sich auch erheblich mehr als bloß eine Pferdestärke unter der Motorhaube meines Bentley.

Wir holten auf. Ich wußte nicht, ob Astahoe merkte, daß wir hinter ihm her waren. Er schaute sich nicht um, ritt in gestrecktem Galopp zwischen den Häuserzeilen hindurch und er reichte eine Grünanlage.

Wir sahen ihn zwischen blattlosen Büschen und Bäumen verschwinden.

»Wohin will der denn?« fragte Jane.

»Ich wollte, ich wüßte es«, gab ich zurück.

Ich konnte nicht in den Park hineinfahren, aber ich konnte ihn umrunden und auf der anderen Seite warten, bis Astahoe auf seinem Rappen herauskam. Wir, bogen links ab.

Ich ließ den Bentley an der Parkfront entlangzischen, schlug das Lenkrad an der nächsten Ecke rechts ein, nahm kurz vor der Kurve Gas weg, drückte in der Kurve aber schon wieder fest auf die Tube.

Der Wagen lag sicher auf der Fahrbahn Uns kam zugute, daß niemand auf der Straße war. Es gab kein Hindernis.

Weiter ging die Fahrt.

Jane war neben mir zwar angegurtet, aber sie hielt sich trotzdem am Armaturenbrettgriff fest, um nicht hin und her zu schwanken.

»Hoffentlich schaffen wir es, die andere Seite des Parks vor dem unheimlichen Ritter zu erreichen«, sagte sie.

»Mal sehen. Sein Pferd kann nicht fliegen. Wenn er es in diesem Tempo weiter durch die Nacht treibt, wird es ihm vielleicht unter der Rüstung zusammenbrechen.«

»Vorausgesetzt, es wird nicht mit höllischen Kräften gespeist.«

»Das ist richtig.«

Nächste Kurve.

Ich fuhr wie ein Automobilrennmeister. Das, und noch viel mehr, wird einem bei Scotland Yard von Spezialisten beigebracht. Der Rest ist persönliches Talent. Ich zog den Bentley an den linken Fahrbahnrand.

»Diesmal bleibst du sitzen!« rief ich Jane Collins zu, als sie schon wieder mit mir aus dem Wagen springen wollte.

»Aber…«

»Kein Aber, Jane. Astahoe übernehme ich allein.«

»Ich könnte ihn ablenken.«

»Ich will nicht, daß du dich in Gefahr begibst. Sei vernünftig. Wir haben jetzt keine Zeit, herauszufinden, wer von uns beiden den größeren Dickschädel hat.«

Sie seufzte. »Den hast du. Das ist stadtbekannt.«

»Na also.«

»Danke, Herzblatt«, sagte ich und jumpte aus dem Fahrzeug. Ich rannte in den finsteren Park. Die Kälte kroch mir sofort in die Kleidung, aber ich beachtete sie nicht.

Ich konzentrierte mich voll auf meinen Einsatz, der unter Umständen lebensgefährlich sein konnte. Ich wußte, was Astahoe mit dem Taxifahrer gemacht hatte, und ich hatte ein komisches Gefühl in meinem Hals Ich wollte nicht auch Bekanntschaft mit Astahoes Sense machen, wie ihr euch denken könnt, Freunde.

Um mich gegen den Höllenritter zu wappnen, zog ich meine Silberkugel- Beretta. Nun konnte ich nur hoffen, daß das geweihte Silber bei Astahoe dieselbe zerstörerische Wirkung hatte wie bei seinem Opfer, dem Zombie.

Ich eilte auf eine dicke, knorrige Eiche zu.

Mein Herz schlug schnell. Ich hatte ein trockenes Gefühl im Mund. War ich mit dem Wagen schneller gewesen als Astahoe? Hatte er die eingeschlagene Richtung beibehalten?

Oder hatte er im Park einen Haken geschlagen und diesen woanders verlassen? Bei diesem Gedanken brach mir der Schweiß aus.

Wenn Astahoe die Grünanlage an einer anderen Stelle verlassen hatte, konnte ich hier warten, bis ich schwarz wurde. Ich lauschte. Das Hufgeklapper mußte nicht unbedingt zu hören sein. Wenn Astahoe auf dem weichen Rasen ritt, verursachten die Hufe seines Rappen kein Geräusch.

Ich lehnte mich mit entsicherter Pistole an den Baum und starrte in die Dunkelheit.

»Komm schon!« brummte ich ungeduldig. »Komm!«

Aber nichts regte sich in der Finsternis.

Oder doch?

Plötzlich nahm ich eine Bewegung wahr. Nur ganz undeutlich.

Da kam Astahoe!

Aber nicht mehr im Galopp, sondern ganz langsam. Er hatte es nicht mehr eilig.

Vielleicht war, auch sein Pferd müde geworden. Langsam kam der Schreckliche näher.

Ich hörte das Klappern und Rasseln seiner Rüstung.

Das Schwert an einer Seite pendelte hin und her und schlug manchmal gegen den blechernen Beinschutz des Ritters.

Aufrecht saß er im Sattel. Ahnungslos, wie mir schien. Ich nahm nicht an, daß er wußte, daß ich hinter der Eiche auf ihn wartete. Er ritt geradewegs auf den Baum zu. Waagrecht hielt er den dicken. Stiel der gefährlichen Sense in seinen weißen Knochenhänden.

Ich zog meine Oberlippe zwischen die Zähne. Mit schmalen Augen beobachtete ich ihn genau. Mir entging nichts. Langsam hob ich die Waffe. Natürlich wollte ich nicht auf seine Rüstung schießen, sondern auf seinen blanken Totenkopf. Ich wollte ihm mein geweihtes Silber mitten in die Stirn jagen. Um einen solchen Präzisionsschuß anbringen zu können, mußte ich den Unheimlichen näher herankommen lassen.

Ich wartete.

Es fiel mir sehr schwer, ruhig zu bleiben. Ich hatte ein lästiges Kribbeln in meinen Gliedern. Astahoe, die Knochenbestie aus dem Jenseits, würde in wenigen Augenblicken nicht mehr existieren.

Der grausame Mord am Taxifahrer würde gesühnt werden, und wieder einmal würde ich in Kürze die Pläne der Hölle durchkreuzt haben.

Astahoe war schon ziemlich nahe.

Nahe genug, um einen Schuß riskieren zu können. Ich streckte den Pistolenarm aus, kniff ein Auge zu und zielte gewissenhaft. Der Schuß würde sitzen. Astahoe konnte seinem Schicksal nicht entgehen. Sein Gastspiel hier auf Erden war nur sehr kurz gewesen, und darüber konnten wir Menschen uns freuen.

Ich suchte den Druckpunkt am Abzug und hielt die Luft an.

Plötzlich traf mich der Schock mit der Wucht eines Keulenschlages. Astahoe zügelte sein Pferd. Er kam nicht mehr näher, aber das wäre nicht schlimm gewesen, denn ich hätte mir einen hundertprozentigen Treffer auf diese Distanz ohne weiteres zugetraut.

Was mich schockte, war die Tatsache, daß der schreckliche Ritter mit einemmal transparent wurde. Es ging verdammt schnell. Ich konnte auf einmal Büsche und Bäume erkennen, die hinter ihm waren. Er wurde zu einem körperlosen Geistwesen, wurde gläsern und löste sich schließlich auf - war nicht mehr vorhanden.

***

Ich hätte vor Wut meine Beretta am liebsten auf den Boden geschmissen. Zum Teufel, warum hatte ich nur so lange gewartet?

Vielleicht wäre ein Schuß auf größere Distanz erfolgreich gewesen. Aber ich hatte unbedingt hundertprozentig sicher sein wollen. Ich hatte dem Unheimlichen keine Chance lassen wollen, und gerade dadurch hatte er seine Chance bekommen. Es war zum Aus-der-Haut-Fahren.

Der Erfolg war so greifbar nahe gewesen, daß ich mir nicht vorstellen konnte, doch noch zu verlieren. Aber es war passiert. Astahoe hatte sich in Sicherheit gebracht. Ob bewußt oder unbewußt, das entzog sich meiner Kenntnis. Hatte der unheimliche Ritter gewußt, daß hinter der Eiche eine tödliche Gefahr lauerte? Oder hatte er sich einfach so aufgelöst, ohne einen triftigen Grund? Wohin war der Knochenbastard verschwunden? Wo würde er als nächstes auftauchen?

Ich fühlte ganz deutlich, daß ich, diesem Horrorritter nicht zum letztenmal begegnet war, und ich nahm mir vor, beim nächstenmal nicht mehr so lange zuzuwarten. Ich würde ihm sämtliche Kugeln, die sich im Magazin meiner Beretta befanden, entgegenjagen. Eine davon würde ihn schon treffen - und vernichten.

Mißmutig steckte ich die Pistole ein, machte auf den Hacken kehrt und ging zu Jane Collins zurück. Sie schaute mich neugierig an. Ich setzte mich in den Bentley und ließ die Schultern hängen.

»Hast du Astahoe nicht mehr gesehen, John?« fragte die Detektivin.

»Doch.«

»Warum hast du nicht auf ihn geschossen?«

»Weil er sich dünnmachte.« Ich erzählte ihr, was sich im Park ereignet hatte.

Jane seufzte. »Dann wird er demnächst wieder irgendwo auftauchen.«

»Das ist leider zu befürchten«, bestätigte ich.

»Und er wird wieder einen Menschen zum Zombie machen. O John, es ist schrecklich.«

»Wem sagst du das?« knirschte ich.

Meine Stimmung war auf dem Hund. Jane hatte es längst bemerkt, und sie legte keinen Wert darauf, noch mit mir essen zu gehen. Sie sagte, ihr wäre der Appetit vergangen und bat mich, sie nach Hause zu bringen. Das tat ich.

»Sehen wir uns morgen?« fragte sie, bevor sie ausstieg.

»Kann ich noch nicht sagen. Das hängt von Astahoe ab. Wir telefonieren.«

»Einverstanden«, sagte Jane, küßte mich auf den Mund und verließ den Bentley. Ich wartete, bis sich die Haustür hinter ihr geschlossen hatte. Dann ließ ich meinen Wagen anrollen.

Der unheimliche Ritter beschäftigte mich kolossal. Ich nagte vor allem an der Schlappe, die ich einstecken mußte, und ich hätte die

Scharte liebend gern noch in dieser Nacht ausgewetzt.
Während ich mit mäßiger Geschwindigkeit die Straße langfuhr, rekapitulierte ich, was sich alles ereignet hatte und was ich alles erfahren hatte. Plötzlich hatte ich den Eindruck, in meinem Kopf würde eine Alarmklingel schrillen. Ich hatte eine Kleinigkeit nicht beachtet.
Jetzt fiel es mir auf.
Ich erinnerte mich an die Beschreibung, die Ray Wayne von Astahoe gegeben hatte.
Wayne hatte gesagt, daß die Sense des Schrecklichen blutbesudelt gewesen war.
Und das war sie schon gewesen, bevor der Taxifahrer sein Leben verloren hatte. Das bedeutete, daß vor diesem Mann schon jemand anders von Astahoe getötet worden war.
Mir rieselte es eiskalt über die Wirbelsäule. Wenn meine Überlegungen richtig waren, dann mußte es in der Stadt noch einen Zombie geben.
Großer Gott!
Ein Untoter - eine lebende Zeitbombe der Hölle. Jeden Augenblick konnte sie hochgehen. Jeden Moment konnte irgendwo irgend jemand sein Leben verlieren.
Irgendwo konnte ein Mensch diesem Zombie begegnen. Dann war er verloren. Mir war gar nicht wohl bei diesem Gedanken. Wo hatte Astahoe mit seiner verdammten Sense vorher zugeschlagen? Ich wußte es nicht, und wenn ich es endlich wissen würde, konnte es vielleicht schon zu spät sein…
Ich fuhr nach Finsbury zurück.
Ein Leichenwagen stand vor Ray Waynes Haus. Ein Polizeifahrzeug stand dahinter. Der Polizist, der in der Haustür stand, kannte mich. Er nickte mir freundlich lächelnd zu.
»Guten Abend, Oberinspektor.«
Ich wies an ihm vorbei ins Haus. »Wie sieht's aus?«
»Der Tote wird soeben abgeholt.«
»Wie geht es Wayne?«
»Den Umständen entsprechend.«
Ich betrat das Haus. Guiliano Petroni wurde in eine Zinkwanne gelegt. Der plombierte Metalldeckel wurde draufgeschraubt. Zwei Männer trugen den Behälter aus dem Livingroom.
Als Wayne mich erblickte, schienen seine Pupillen zu Fragezeichen zu werden. »Haben Sie den Schrecklichen erwischt, Mr. Sinclair?«
»Leider nein.«
»Aber Sie sind doch hinter ihm hergerast.«
»Er ist mir entkommen.«
»Obwohl sein Pferd langsamer war als Ihr Bentley?«

»Was soll ich machen? Ich hab's einfach nicht geschafft, ihn zu stellen.«

»Das bedeutet, daß seiner Sense weitere Menschen zum Opfer fallen werden.«

Ich hob die Schultern. Was hätte ich darauf antworten sollen? Ray Wayne hatte recht, und ich hätte mich am liebsten selbst in den Hintern getreten, weil ich im Park zu lange gewartet hatte, aber daran war nun nichts mehr zu ändern. Ich konnte die Zeit nicht zurückdrehen und die Sache, noch mal von vorn anpacken. Was geschehen war, war nicht mehr ungeschehen zu machen. Niemanden ärgerte das mehr als mich. Hinzu kam, daß mir fortwährend der zweite Zombie im Kopf herumspukte.

Doch halt.

Wer sagte, daß Astahoe nur zwei Menschen umgebracht hatte? Es konnte ebensogut noch einen dritten und einen vierten erwischt haben. Bei diesem Gedanken spannte sich meine Kopfhaut.

Plötzlich fiel mir auf, daß Ray Wayne erstaunt an mir vorbeischaute. Hinter mir schien jemand zu stehen. Ich wandte mich um und sah einen Priester. Er trug eine schwarze Kutte und einen weißen Streifenkragen. Seine Augen hatte einen gütigen Schimmer Seine Gesichtshaut hatte Ähnlichkeit mit einem reifen Pfirsich. Die Hände waren schlank und schmal.

»Ich bin Pater James Corrigan«, sagte er mit einer weichen, sanften Stimme. »Ich kam zufällig hier vorbei, sah, daß man einen Sarg aus dem Haus trug und dachte, ich könnte jemandem geistlichen Trost spenden. Wer ist der Hausherr?«

»Er«, sagte ich. »Mr. Ray Wayne. Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«

»Aha«, sagte der Pater.

Einer meiner Kollegen platzte mit der Frage dazwischen, ob sie noch gebraucht würden.

Als ich verneinte, rückten die Polizisten ab.

»Der Tod hat keinen Familienangehörigen getroffen, Pater«, sagte Ray Wayne, »sondern einen Taxifahrer namens Giuliano Petroni, wie die Yard-Beamten festgestellt haben.«

»Der Mann ist in Ihrem Haus gestorben?« fragte James Corrigan.

»Zum zweitenmal - ja«, antwortete Wayne.

Der Pater hob erstaunt eine Braue. »Zum zweitenmal? Wollen Sie damit sagen, daß Petroni zweimal starb?«

»Ja.«

»Aber das ist doch nicht möglich.«

Ich schaltete mich mit einer Frage ein: »Wissen Sie, was ein Zombie ist, Pater Corrigan?«

»Ja. Ein lebender Toter.«

Ich nickte. »Exakt. Und das wurde aus Petroni, nachdem ihm draußen auf der Straße ein Ritter mit seiner. Sense das Leben genommen hatte.«

James Corrigan kam aus dem Staunen nicht raus. »Ein Ritter? Sprechen Sie vielleicht von. Astahoe dem Schrecklichen, Mr. Sinclair?«

Jetzt war die Reihe an mir, zu staunen. »Woher kennen Sie diesen Namen?« fragte ich hastig.

»Ich habe in einem alten Buch über Astahoe gelesen. Er lebte im 12. Jahrhundert nahe bei London. Ein grausamer Ritter. Während damals andere Ritter in sich die Tugenden der Tapferkeit, Gerechtigkeit, Treue und des Maßhaltens, der Demut sowie der Verpflichtung zu Schutz und Fürsorge für Arme und Schwache vereinten, hielt Astahoe von alldem nichts. Er peinigte die Menschen, und wenn er in die Schlacht zog, machte er niemals Gefangene. Er tötete alle seine Gegner mit seiner Sense, die angeblich aus der Hölle stammte, und die Toten wurden innerhalb kürzester Zeit zu Skeletten. Eines Tages verschwand der Schreckliche. Spurlos. Niemand wußte, wohin er gegangen war. Aber es heißt seither, daß er irgendwann einmal zurückkehren würde, und dann würde er es noch schlimmer treiben als zuvor.« Pater Corrigan lächelte matt. »Als Sie den Ritter erwähnten, Mr. Sinclair, dachte ich sofort an Astahoe den Schrecklichen. Er ist also zurückgekehrt. Der Himmel sei London nun gnädig.«

»Ich werde ihn zur Strecke bringen!« sagte ich hart.

»Diesen Erfolg würde ich Ihnen von Herzen gönnen, Mr. Sinclair, aber wie wollen Sie das anstellen? Es heißt, daß Astahoe in den Stand der Dämonen Aufnahme gefunden hat, nachdem er verschwand. Er wird sich in unserer Stadt zum Herrscher über Leben und Tod aufschwingen. Er wird ein Heer von Zombies schaffen, die alle nach den Gesetzen der Hölle leben werden…«

»Dazu darf es nicht kommen. Ich muß Astahoes Treiben schon vorher ein Ende setzen.«

Corrigan schüttelte langsam den Kopf. »Ich zweifle nicht an Ihrem Mut, Mr. Sinclair. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend jemand Astahoe von dem abhalten kann, was er sich vorgenommen hat.«

Ich wollte nicht mit den Waffen protzen, die mir zur Verfügung standen, deshalb sagte ich nur: »Ich werde es schon irgendwie schaffen, Pater. Einfach deshalb, weil ich es schaffen muß.«

James Corrigan nickte. »Viel Glück, Mr. Sinclair.«

»Danke.«

Der Pater rieb sich die Hände. »Tja, wenn niemand in diesem Haus ist, der meinen priesterlichen Trost benötigt, dann werde ich wieder gehen. Guten Abend. Gott sei mit Ihnen.«

Corrigan verließ Ray Waynes Haus. Und in mir war eine unangenehme Leere.

***

Richard Thaw griff nach seiner Stechuhr und erhob sich ächzend: »Liebe Güte, diese alten Knochen. Wenn, ich eine Weile sitze, kann ich fast nicht mehr aufstehen.«

Wallace Waterman lächelte. »Ja, man sollte nicht alt werden.«

»Ewig jung sollte man bleiben.«

»Das wäre nicht schlecht. Aber sei mal ehrlich, möchtest du auch ewig leben?«

Thaw dachte nach. »Das weiß ich nicht. Wenn man sich die wirtschaftliche Lage so ansieht — eine Benzinpreiserhöhung jagt die andere, alles wird ständig teurer, überall auf der Welt kriselt es… Atombomben, Neutronenbomben, Luftverpestung, Ölverschmutzung der Meere… Ich weiß wirklich nicht, ob es sich da lohnt, ewig zu leben, Wallace.«

Waterman nickte. »Da hast du leider recht.«

Die beiden Nachtwächter verließen den Aufenthaltsraum um ihre nächste Runde auf dem Gelände der Fenster- und Türenfabrik zu drehen. Es gab zahlreiche Punkte auf dem Areal, an denen sie zu bestimmten Zeiten erscheinen mußten. Da gab es dann einen Schlüssel, mit dem sie ihre Uhr stechen konnten — zum Beweis dafür, daß sie dagewesen waren.

Früher hatte diesen Job ein Mann gehabt.

Aber dann war es vor zwei Jahren zu einem Zwischenfall gekommen.

Nachts war eine Horde betrunkener Jugendlicher über die Fabrik hergefallen. Sie hatten den Nachtwächter gefesselt und geknebelt, hatten alles kurz und klein geschlagen und einen Brand gelegt.

Daß es kein Großbrand wurde, war einem abendlichen Spaziergänger zu verdanken gewesen, der den Radau, der auf dem Firmengelände geherrscht hatte, der Polizei gemeldet hätte.

Seither wachten zwei Nachtwächter.

Richard Thaw war dreiundfünfzig, dick und grauhaarig. Er liebte gutes Essen und kannte so ziemlich alle gängigen Abmagerungskuren, von der Punktediät bis zur Nulldiät. Er hatte in seinem Leben bereits vierhundert Kilogramm abgenommen, hatte aber das, was er sich mühsam heruntergehungert hatte, innerhalb, kürzester Zeit immer wieder hinaufgefuttert. Und heute war er soweit, daß er darauf pfiff, weniger Gewicht auf die Waage zu bringen. Er war eben so, wie er war, und wer sich daran stieß, der sollte ihm den Buckel runterrutschen.

Wallace Waterman war etwas größer und schlanker als sein Kollege, ohne jedoch dünn zu sein. Im vergangenen Monat hatte er seinen

fünfzigsten Geburtstag gefeiert, und die Verwandtschaft war in sein Haus eingefallen wie eine Termitenplage und hatte alles kahlgefressen.

Scherzhaft hatte Waterman gesagt: »Mehrere solche Geburtstage würden mich in den Schuldturm bringen.«

Thaw stach zum erstenmal die Uhr.

Sie gingen weiter, hielten gewissenhaft die Augen offen. Die Firmenleitung hatte großes Vertrauen zu ihnen. Ein psychologischer Test hatte ergeben, daß sie für diesen Job bestens geeignet waren.

Auf dem riesigen Gelände gab es unzählige Holzstapel, die nacheinander verarbeitet und durch neue ersetzt wurden. Türen und Fenster befanden sich in einer großen Halle.

An einer der Laderampen öffnete Thaw ein Blechkästchen. Hier befand sich der zweite Schlüssel drinnen. Während ihn Richard Thaw herausnahm, rüttelte Wallace Waterman am Tor der Lagerhalle, um zu prüfen, ob noch abgeschlossen war.

Danach setzten sie ihren Weg fort. Thaw fröstelte. »Brrr!« machte er und schüttelte sich. »Kalt«

»Das muß ich von einem hören, der mir laufend vorschwärmt, wie herrlich es in den Gletscherregionen der österreichischen und der Schweizer Alpen ist?«

»Das ist eine andere Kälte. Die ist nicht so feucht wie hier in London. Die kriecht einem nicht so unverschämt unangenehm in die Kleider«, sagte Thaw.

Plötzlich stutzte er.

»Was ist los?« fragte Waterman. »Siehst du den Stoffetzen dort am Stacheldrahtzaun?«

»Verdammt, du hast Augen wie ein Falke, Richard.«

»Vor einer Stunde, als wir die vorhergehende Runde drehten, war der kleine Fetzen noch nicht da«, behauptete Thaw.

»Bist du sicher?«

»Denkst du, ich phantasiere?«

»Ist ja schon gut, ich glaub' dir ja.« Wallace Waterman blickte sich suchend um. Still und leer breitete sich das Areal vor ihm aus. Es gab Tausende von Möglichkeiten, sich zu verstecken. Zwischen den Holzstößen. Drauf. Darunter. In der Lagerhalle…

»Jemand hat diesen Zaun überklettert«, stellte Thaw fest.

»Oder er hat es zumindest versucht.« Wallace Waterman hoffte, daß sich kein Unbefugter auf dem Fabrikgelände aufhielt. Er liebte keine Aufregungen. Ihm war es am liebsten, wenn die Nacht ohne einen einzigen Zwischenfall herumging. Thaw begab sich zum Zaun. Waterman folgte ihm. Das Fetzchen, das Richard Thaw vom Dorn loshakte, maß zwei Zentimeter im Quadrat. Er besah es sich eingehend.

»Da klebt Blut dran«, sagte er.

»Der Kerl wird sich am Stacheldraht verletzt haben«, meinte Waterman.

»Recht geschieht ihm. Was hat er hier zu suchen? Verflucht, Richard, was hat er hier wirklich zu suchen?«

»Das werden wir ihn fragen«, sagte Thaw entschlossen. »Vorausgesetzt, er befindet sich noch auf dem Gelände.«

»Vielleicht sollten wir lieber die Polizei…«

»Später, Wallace«, fiel Thaw seinem Kollegen ins Wort. »Zuerst müssen wir uns vergewissern, daß wir auch tat sächlich einen Grund haben, die Polizei zu alarmieren.«

Die Lichter ihrer Handlampen tanzten durch die Dunkelheit. Wallace Waterman zog als erster seinen Dienstrevolver. Er war ein vorsichtiger Mann und wollte keine unliebsame Überraschung erleben.

Sie näherten sich dem ersten Holzstapel, der fast so hoch wie ein einstöckiges Haus war.

Richard Thaw schlug vor, getrennte Wege zu gehen. Waterman hörte das nicht gern.

»Wäre es nicht besser, wenn wir zusammenblieben, Richard?«

»Dann suchen wir doppelt so lange.«

»Trotzdem…«

»Sag mal, du hast doch nicht etwa Angst, Wallace.«

»Richtig Angst vielleicht nicht. Aber ein mulmiges Gefühl habe ich schon, das gebe ich zu, ohne mich zu schämen.«

»Du gehst hier. Ich gehe da lang. Hinter dem Holzstapel treffen wir uns. Solltest du den Kerl aufstöbern, hältst du ihn mit deiner Waffe so lange in Schach, bis ich bei dir bin. Umgekehrt machen wir's genauso. Alles klar?«

»Schon. Nur… Wer sagt dir, daß wir es nur mit einem Kerl zu tun haben?«

»Mein Gefühl«, erwiderte Thaw und verließ seinen Kollegen. Langsam und aufmerksam, äußerst konzentriert, durchschritt er die Stapelstraße. Er leuchtete unter die hölzernen Böcke und ließ den Lichtfinger seiner Lampe in jedes Versteck tasten.

Er hatte es Wallace Waterman gegenüber nicht zugeben wollen, aber auch er hatte bei der Sache ein flaues Gefühl im Bauch. Sicherheitshalber zog auch er seinen Dienstrevolver aus der Gürtelholster. Er hatte nicht die Absicht, von der Waffe Gebrauch zu machen. Sie sollte in erster Linie seine vibrierenden Nerven beruhigen und in zweiter Linie den Mann erschrecken, auf den er sie richten würde, sobald er ihn aufgestöbert hatte.

Er blieb kurz stehen.

Angestrengt lauschte er.

Watermans Schritte waren zu hören. Sonst nichts. Thaw setzte seinen

Weg fort.

Schneeflocken tanzten durch die Luft. Eine setzte sich keck auf Thaws Nase, wo sie sogleich zerging.

Plötzlich ein Klappern!

Thaw zuckte erschrocken zusammen. War er dem Kerl, der auf diesem Gelände nichts zu suchen hatte, schon nahe? Suchend pendelte der Lichtschein hin und her. Sehen konnte Thaw den Mann immer noch nicht, aber das Klappern wiederholte sich.

Richard Thaw schluckte trocken. Jetzt mußte er beweisen, daß sich die Firmenleitung zu Recht auf ihn verließ. Nun würde sich herausstellen, was von den psychologischen Tests zu halten war. Er hatte sich ihnen unterziehen müssen, sonst wäre er nicht eingestellt worden.

Der Nachtwächter machte zwei vorsichtige Schritte. Er richtete den Lichtkegel seiner, Lampe dorthin, woher die Geräusche gekommen waren. Außer Brettern sah er nichts.

Dennoch rief er mit schneidender Stimme: »He! Sie da! Kommen Sie hervor!«

Nichts passierte. Stille. Der kalte Wind strich über das gelagerte Holz und rief zwischen den Brettern ein unheimliches Wispern hervor. Mehrmals hatte sich Thaw schon solche Situationen vorgestellt, und er hatte versucht, sich auch vorzustellen, wie er darauf reagieren würde.

Er mußte sich eingestehen, daß er ganz anders reagierte, als er gedacht hatte. Seine Knie waren seltsam weich. Er hatte den Eindruck, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Und er war weit davon entfernt, Herr der Lage zu sein. Das ärgerte ihn. Zum Teufel, wovor hatte er denn Angst? Er war immerhin bewaffnet. Der andere war es wahrscheinlich nicht. Wallace Waterman war in der Nähe. Er würde ihm zu Hilfe eilen, falls der Fremde ihn anzugreifen versuchte. Genau genommen bestand kein Grund, sich aufzuregen.

Aber Thaw konnte nicht anders. Er mußte sich aufregen.

»Heraus mit Ihnen, sonst kracht's!« schnarrte Thaw.

Er machte wieder einen Schritt vorwärts. Verdammt, wo hatte sich der Bursche verkrochen?

»Wallace!« rief Thaw.

»Ja«, kam es belegt zurück.

»Geh und ruf die Polizei!«

»Aber…«

»Nun mach schon!«

»Okay, Richard«

Rasche Schritte entfernten sich. Bald waren sie nicht mehr zu hören. Thaw war allein.

Allein mit seiner großen Erregung, die ihm den Schweiß aus den Poren trieb.

Plötzlich vernahm er die Schritte wieder. Wallace Waterman hatte es sich anders überlegt. Er wollte den Kollegen nicht allein lassen, das war ihm zu unsicher. Erst wenn sie sich den Burschen geschnappt hatten, würde er sich mit der Polizei in Verbindung setzen.

Thaw war diese Entwicklung nicht einmal so unangenehm. Er schaute über die Schulter zurück und sah das Licht von Watermans Handlampe. Es zuckte auf und ab, näherte sich ihm, erreichte ihn, der Schein glitt an ihm vorbei. Waterman atmete schwer.

»Wo ist er?« wollte er wissen.

»Irgendwo dort vorn«, sagte Thaw und kreiste die Stelle mit dem Kegel seiner Lampe ein.

»Soll ich einen Warnschuss abgeben? Vielleicht fällt ihm dann das Herz in die Hose. Er erkennt, daß es ernst ist und gibt auf.«

»Sie haben keine Chance, ungeschoren von hier wegzukommen!« rief Thaw ärgerlich.

»Also warum nehmen Sie nicht Vernunft an und treten in den Schein unserer Lampen?«

Es regte sich weiterhin nichts.

»Okay, Wallace«, sagte Thaw daraufhin. »Baller mal in die Luft!«

Waterman richtete seinen Revolver zum tintigen Nachthimmel hoch und drückte ab. Eine fahlgelbe Feuerlohe stach aus dem Lauf. Der Schuß peitschte laut, und die beiden Nachtwächter warteten voller Spannung auf die Wirkung, die sie mit dem Schuß erzielt hatten.

Träge vertickten die Sekunden.

Waterman und Thaw hielten den Atem an.

Plötzlich geisterte ein Schleifen durch die Finsternis. Die Nachtwächter richteten ihre Lampen mehr nach rechts. Sie nahmen eine vage Bewegung wahr. Im nächsten Augenblick trat zwischen den Brettern ein großer Mann hervor. Er hatte breite Schultern, riesige Fäuste, sein Blick war gebrochen, das Gesicht so fahl wie das eines Toten, und um seinen Hals herum verlief ein blutiger Strich.

»Mensch!« entfuhr es Wallace Waterman.

»Der Mann ist tot!« ächzte Richard Thaw.

»Los, Richard! Laß uns abhauen!«

»Kommt nicht in Frage!«

»Aber das ist ein Zombie! Ein lebender Toter! Ich habe mal einen Film gesehen, da fielen ein paar von seiner Sorte über einen Mann her… Es war grauenvoll.«

»Es war ein Film, Wallace.«

»Ist die Realität nicht noch viel schlimmer?«

»Das weiß ich nicht.«

Der Zombie grinste eiskalt. Er starrte die beiden Nachtwächter mit seinen gebrochenen Augen an und setzte sich langsam in Bewegung.

»Der bringt uns um, wenn wir nicht fliehen!« keuchte Wallace

Waterman.
»Vergiß nicht, daß wir bewaffnet sind.«
»Mit gewöhnlichen Kugeln kannst du dem doch nichts anhaben. Da lacht er dich doch glatt aus.«
»Das werden wir ja sehen!« knurrte Thaw. Er hob die Revolverhand, während er mit der Lampe das Gesicht des Untoten abstrahlte. »Stop!« rief er dem Zombie zu. »Bleib stehen, sonst schießen wir!«
Der Untote ging weiter.
»Was sage ich?« keuchte Waterman. »Der hat keine Angst vor unseren Kanonen.«
»Vielleicht kann er mich nicht mehr hören.«
»O doch. Er hört und sieht alles. Herrgott noch mal, Richard Nimm doch Vernunft an. Der Kerl will unser Leben. Wir müssen die Beine in die Hand nehmen!«
»Warte noch!«
»Worauf denn? Bis er dir oder mir den Hals umgedreht hat? Siehst du nicht, wie stark er ist? Dem sind wir beide nicht gewachsen. Der macht uns fertig.«
»Ziel auf ihn, Wallace, und wenn ich ›jetzt‹ sage, dann drücken wir beide gleichzeitig ab.«
Der Zombie kam immer näher. Wallace Waterman zitterte. Es war verrückt, was Thaw tun wollte, aber er wollte den Kollegen nicht im Stich lassen, deshalb harrte er noch aus.
Obwohl es Wahnsinn war.
Richard Thaw wartete. Er preßte die Lippen zusammen, während er den Untoten nicht aus den Augen ließ. Der Zombie bewegte sich langsam. Seine gesamte Erscheinung war für die beiden Nachtwächter eine üble Bedrohung. Sie spielten tatsächlich mit ihrem Leben. Es wäre klüger gewesen, das Feld zu räumen und die Polizei zu verständigen, denn Scotland Yard verfügte über einen Experten für solche Fälle: Oberinspektor John Sinclair!
Aber Thaw hatte es sich in den erhitzten Kopf gesetzt, die Sache selbst zu erledigen. Er glaubte, daß zwei Revolver den Zombie schaffen konnten. Waterman wartete voller Ungeduld auf das Kommando seines Kollegen.
Endlich kam es.
»Jetzt!«
Sie drückten gleichzeitig ab. Das Krachen hörte sich wie ein Schuß an. Der Untote wurde von beiden Kugeln voll getroffen. Die Wucht der Geschosse, stieß ihn zurück. Er fiel auf den Boden, lag auf dem Rücken, regte sich nicht mehr. Wallace Waterman traute seinen Augen nicht. War es ihnen wirklich gelungen, den Untoten auf diese Weise auszuschalten? Er konnte sich das einfach nicht vorstellen.
Thaw wandte sich grinsend an ihn. Die Erleichterung war ihm

deutlich ins Gesicht geschrieben. »Was sagst du nun? Wir haben ihn geschafft! Wir sind Zombie-Killer. Morgen werden die Zeitungen in großer Aufmachung über uns berichten. Wir kommen ins Fernsehen, kriegen Angebote von Illustrierten. Auf solche Sensationen stürzen sie sich wie die Aasgeier auf 'nen Kadaver.«

Waterman wagte sich nicht mit Thaw zu freuen. Er traute dem jähen Frieden nicht.

Verkrampft hielt er den Revolver immer noch in der Hand.

»Komm«, sagte Thaw. »Wir sehen uns den Knaben aus der Nähe an.«

»Mensch, du hast sie wohl nicht alle!« stieß Waterman erschrocken hervor. »Bleib von ihm fern.«

»Er regt sich doch nicht mehr.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir ihn erledigt haben, Richard.«

»Es ist aber so. Sieh her.« Thaw begab sich zu dem Untoten. Waterman wollte ihn davon abbringen, doch er wußte, daß ihm das nicht gelungen wäre, deshalb schwieg er entsetzt.

Thaw erreichte den Zombie. Wie ein Jäger, der einen kapitalen Hirsch erlegt hat, so stellte der Nachtwächter seinen Fuß auf die Brust des Untoten.

»Laß das!« keuchte Waterman bestürzt.

Und im selben Moment passierte es…

Auf einmal regte sich der Zombie wieder. Er hatte sich tot gestellt, um die Nachtwächter zu täuschen, und Thaw war darauf prompt hereingefallen.

Nun zuckte der Fuß des Dicken blitzschnell zurück.

»Richard!« schrie Wallace Waterman Seine Stimme war schrill und überschlug sich.

Er wich mehrere Schritte zurück, und hoffte, Thaw würde dasselbe tun. Doch der Dicke blieb stehen. Er richtete seine Waffe auf den Untoten und gab mehrere Schüsse auf ihn ab. Bei jedem Treffer zuckte der Zombie zusammen Aber er blieb nicht auf dem Boden liegen, sondern stand trotzdem auf.

Waterman traten die Augen weit aus den Höhlen. »Richard! So lauf doch endlich!«

Thaw war dermaßen perplex, daß er sich nicht bewegen konnte. Erst als der Zombie ihn ansprang, fiel die Lähmung von ihm ab, er wirbelte herum und rannte los. Aber er blieb mit seiner Jacke an einem vorstehenden Brett hängen, knallte voll dagegen, der eigene Schwung hob ihn aus, er drehte sich in der Luft und landete auf dem Boden.

Der Revolver entglitt seiner gefühllos gewordenen Hand und rutsche von ihm weg. Der Zombie stieß ein gemeines Gelächter aus, das Wallace Waterman durch Mark und Bein ging.

Er versuchte Thaw zu retten, richtete seinen Dienstrevolver auf den Untoten und verfeuerte sämtliche Patronen. Vergeblich. Der Zombie

war nun nicht mehr aufzuhalten.

Er hatte sein grausames Spiel mit den Männern getrieben. Jetzt wollte er töten.

Thaw kroch auf allen vieren zu seiner Waffe. Mühsam kämpfte er sich hoch. Der Zombie war dicht hinter ihm Waterman sah, wie der Untote seinen Kollegen bei den Schultern packte und herumriß. Richard Thaw setzte dem Zombie die Waffe an den Hals und verfeuerte seine vorletzte Patrone. Der Einschuß war zu sehen. Pulverschmauch umgab ihn Aber der Untote blieb auf den Beinen.

Waterman hielt es nicht länger aus. Er rannte davon, um Hilfe zu holen. Hilfe für sich, denn für Richard Thaw würde wohl jede Hilfe zu spät kommen. Atemlos lief Wallace Waterman zum Hauptgebäude der Fabrik. Er stürmte in den Aufenthaltsraum, den er erst vor kurzem mit Thaw ahnungslos verlassen hatte. Blitzschnell riß er den Hörer aus der Gabel und wählte die Nummer der Polizei.

Indessen kämpfte Thaw verzweifelt um sein Leben. Er drehte sich mit dem Zombie. Es sah aus, als würden die beiden tanzen. Sie fielen gegen den Holzstapel. Ein heftiger Schmerz durchzuckte Thaws Rücken. Er stieß einen gequälten Schrei aus, und für einen Sekundenbruchteil erlahmte sein Widerstand. Das war der Moment, wo der Zombie den Arm des Nachtwächters drehte. Er preßte dem Dicken den Revolverlauf unters Kinn und sorgte dafür, daß der Mann abdrückte.

***

Die Meldung vom Auftauchen des zweiten Zombies lief über mehrere Stationen und erreichte mich noch in Ray Waynes Haus. »Ich komme sofort!« versprach ich und warf den Hörer in die Gabel.

»Noch ein Untoter?« fragte Wayne entsetzt.

»Leider ja.«

»Wo?«

»Nicht sehr weit von hier entfernt.« Ich nannte den Namen der Fenster- und Türenfabrik.

»Ich drücke Ihnen die Daumen, Mr. Sinclair«, sagte Wayne.

»Danke«, erwiderte ich und hetzte aus dem Haus. Während ich die Maschine meines Bentley startete, fiel mir wieder ein, was Pater Corrigan über Astahoe erzählt hatte. Er hatte sein Wissen aus einem Buch, in dem ich auch gern nachgelesen hätte. Bestimmt würde es mir Corrigan leihen. Aber wo war er zu Hause? Ich wußte es nicht, denn ich hatte vergessen, ihn danach zu fragen. Aber wozu saßen die schlauen Knaben im Yard-Building?

Während ich zur Fabrik unterwegs war, setzte ich mich mit meinen Kollegen in Verbindung. »Ich hab' da ein Problem«, sagte ich, als ich den richtigen Mann am Telefon hatte.

»Lassen Sie hören«, sagte der Yard- Beamte.
»Ich brauche die Anschrift eines Priesters namens James Corrigan.«
»Bis wann?«
»Morgen früh.«
»Ich werde mich darum kümmern, Oberinspektor.«
»Danke«, sagte ich und schob den Hörer des Autotelefons in die Halterung. Vier Minuten später traf ich vor dem breiten Fabriktor ein. Es stand sperrangelweit offen. Auf dem Gelände standen zwei Streifenwagen. Ich stieg aus dem Bentley und winkte einen Uniformierten zu mir.
Nachdem ich ihm meinen Ausweis gezeigt hatte, fragte ich: »Wie sieht's aus?«
»Die Fabrik wurde von zwei Nachtwächtern bewacht. Einer davon ist tot: Richard Thaw. Eine Kugel ist unter dem Kinn in seinen Kopf gedrungen…«
»Was ist mit dem zweiten Nachtwächter?«
»Sein Name ist Wallace Waterman. Er hat einen Nervenzusammenbruch erlitten, ist kaum ansprechbar. Wir haben bereits einen Krankenwagen herbestellt.«
»Und der Zombie?«
»Der muß sich irgendwo in der Lagerhalle befinden. Wo, wissen wir nicht. Wir haben die Halle nicht betreten. Wir wollten auf Sie warten, Oberinspektor.«
»Das war richtig«, sagte ich und ließ mich von dem Uniformierten zu Thaws Leiche bringen. Die Kugel hatte seinen Kopf zerstört. Kein schöner Anblick. Ich suchte Wallace Waterman auf. Zwei Polizisten waren bei ihm. Er zitterte und weinte wie ein kleiner Junge. Kreidebleich war er. Seine Hände knüllten den Pullover zusammen und drückten ihn fortwährend.
Ich bat die Beamten, mich mit dem Nachtwächter allein zu lassen. Nachdem ich ihm gesagt hatte, wer ich war, bemerkte ich: »In Kürze wird sich ein Arzt um Sie kümmern, Mr. Waterman. Er wird Ihnen eine Injektion geben, und Sie werden ruhiger werden.«
»Warum?« hauchte der Nachtwächter. Er sprach nicht mit mir, schien mich noch nicht wahrgenommen zu haben »Warum hast du das getan, Richard? Warum mußtest du unbedingt den Helden spielen?«
»Kann ich irgend etwas für Sie tun?« wollte ich wissen.
Meine Frage lenkte seine Aufmerksamkeit jedoch nicht auf mich.
»Ich habe dich gewarnt, Richard Ich habe dir gesagt, was passieren würde, aber du wolltest nicht auf mich hören.«
»Wie sieht der Zombie aus, Mr. Waterman?«
Jetzt reagierte er. »Groß ist er. Kräftige Arme hat er. Breite Schultern.«
»Und Blut rings um seinen Hals?«

»Ja. Blut…«

Kein Zweifel. Diesen Untoten hatte Astahoe geschaffen. Ich mußte ihn unschädlich machen. Damit sich Waterman in seiner geistigen Verwirrung nichts antun konnte, rief ich die beiden Polizisten wieder herein. Erst da nach verließ ich den Aufenthaltsraum und begab mich zur Lagerhalle. Die Uniformierten hatten sämtliche Lichter eingeschaltet Taghell war die Halle erleuchtet. Das war bestimmt nicht nach dem Geschmack des Untoten. Er liebte die Finsternis. Die Nacht.

Als ich durch das Tor trat, blickten mich die Polizisten besorgt an. Sie schienen nicht sicher zu sein, ob sie mich lebend wiedersehen würden, und - ehrlich gesagt - sicher konnte ich selbst nicht sein, daß ich die Halle mit heiler Haut wieder verlassen würde.

Der Zombie war unberechenbar. Er hatte sich vermutlich gut versteckt. Ich mußte ihn suchen, während er nichts weiter zu tun brauchte, als mich kommen zu lassen, und wenn ich ihm dann den Rücken zukehrte, konnte er mich anfallen und umbringen.

Ich hoffte natürlich, daß ihm das nicht gelingen würde. »Schließen Sie die Tür hinter mir«, sagte ich zu den Beamten.

Nachdem ich zwei Schritte vorwärtsgemacht hatte, klappte die Tür zu. Nun war ich mit dem gefährlichen Untoten unter ein und demselben Dach. Aber wo steckte er? Die Halle war groß. Wo sollte ich ihn suchen? Beobachtete er mich bereits? Mißtrauisch blickte ich mich um. In zwei Etagen waren Fenster und Türen gelagert. Alle Formate. Alle Holzarten. Mit Wärmeschutzglas, getönt, gerippt, entspiegelt… In Reih und Glied waren unlackierte Metallzargen aufgestellt.

Vom Zombie keine Spur. Aber er war hier drinnen. Mein sechster Sinn verriet mir das.

Ich hatte den Ein druck, ihn riechen zu können.

Mein Blick fiel auf einen Hubstapler. Ich schwang mich auf den Kunstledersattel und fuhr damit die Straßen der riesigen Halle ab. Auf diese Weise verschaffte ich mir ein Bild von meiner Umgebung. Ich versuchte mir so viel wie möglich davon einzuprägen, denn das konnte später vielleicht lebenswichtig sein.

Der Untote ließ sich nicht blicken. Ich fuhr zur Mitte der Lagerhalle zurück und stieg ab.

»Warum versteckst du dich?« rief ich mit schneidender Stimme, während ich die Beretta aus der Schulterhalfter zog. »Hast du Angst vor mir?«

Meine Worte hallten von allen Seiten wieder.

»Astahoe wird dich verachten, wenn er erfährt, wie feige du bist«, rief ich.

Darauf reagierte der Zombie mit einem grimmigen Knurren. Ich

wandte mich sogleich in die entsprechende Richtung.

»Du hast einen Menschen getötet!« rief ich. »Es wurde zu deiner Bestimmung, alles Leben zu vernichten! Warum greifst du mich nicht an? Ich bin ein Mensch, und ich lebe und ich sage dir, daß ich nichts unversucht lassen werde, um dich zu erledigen!«

Der Untote verriete sich mit keinem weiteren Geräusch. Aber ich wußte ungefähr, wo ich ihn suchen mußte. Vorsichtig löste ich mich vom Hubstapler. Langsam schritt ich an Holzzargen und Türblättern vorbei, jederzeit gewärtig, abzudrücken.

»Komm und stell dich zum Kampf, du feige Kreatur!« knurrte ich, während meine Augen ständig auf der Suche waren. Wo steckte der Untote? Wo hatte er sich verkrochen? Wo lauerte er auf mich?

Hinter mir knackte es. Ich drehte mich wie von der Tarantel gestochen um. Meine Beretta schwang mit, aber da war niemand. Irgendwelches Holz mußte dieses Geräusch hervorgerufen haben. Ich setzte meinen Weg fort.

»Astahoe kann stolz auf dich sein!« höhnte ich. »Sein Zombie ist ein Angsthase!«

Ich tat den nächsten vorsichtigen Schritt.

Und dann erfolgte der Angriff.

Der Zombie war über mir. Ich hörte ihn, als er sich bewegte, sprang zurück und richtete die Pistole hinauf. Aber der Untote war schneller. Er ließ sich auf mich fallen. Seine Faust traf meinen Kopf, ein Tritt gegen meine Schußhand entwaffnete mich. Ich fiel gegen das Thermoglas eines Fensters. Es zerplatzte. Splitter klirrten. Ich sah meine Beretta. Sie lag zwei Yards von mir entfernt auf dem Boden, und ich wollte sie mir unbedingt wiederholen.

Aber der Untote ließ es nicht zu.

Seine Fäuste trafen mich schmerzhaft. Ich verlor das Gleichgewicht und landete auf dem Boden. Mein grausamer Gegner wollte sich auf mich werfen, doch ich fing ihn mit beiden Beinen ab, indem ich sie ihm in den Bauch stemmte, und dann stieß ich ihn kraftvoll zurück.

Bevor er wiederkam, rollte ich herum und sprang auf. Ich hechtete nach meiner Pistole, doch ein brutaler Tritt veränderte meine Flugbahn. Ich krümmte mich, hatte Schmerzen in der Seite. Mein Gesicht war verzerrt, die Kiefer zusammengepreßt, mein Atem ging stoßweise.

»Feige?« knurrte der Untote. »Bin ich feige?«

Abermals traf mich ein gemeiner Tritt. Ich konnte nicht verhindern, daß ich aufschrie.

Der Zombie quittierte meinen Schrei mit einem triumphierenden Lachen.

»Dir werde ich's zeigen!« fauchte der Untote. »Du wirst ein qualvolles Ende nehmen!«

Ich federte hoch. Seine Finger krallten sich in mein blondes Haar. Gleichzeitig schlang er mir seinen Unterarm um den Hals. Hart drückte er zu. Ich befürchtete, er würde mir den Kehlkopf zerquetschen. Ich versuchte mich fallenzulassen, doch da spielte er nicht mit.

Daraufhin wollte ich ihn mit einem Schulterwurf loswerden, aber auch das klappte nicht.

Er hielt mich eisern in seinem Griff, und er drückte mir mit Genuß die Luftröhre zu.

Schon nach wenigen Augenblicken drohten mir die Sinne zu schwinden. Ich setzte mich verbissen zur Wehr, doch kein Mittel half. Ich kam nicht los von ihm.

Kurz bevor ich schlappmachte, lockerte sich der grausame Druck an meiner Kehle. Ich sollte ihm nicht zu schnell sterben. Ich sollte mehrere Tode erleben. Vielleicht sollte ich auch wieder hoffen.

Gierig pumpte ich Luft in meine brennenden Lungen. Und dann drückte der Zombie abermals zu. Diesmal kräftiger. Mir quollen die Augen aus den Höhlen. Gott im Himmel, er schien es zu schaffen.

Schwarze Flecken tanzten vor meinen Augen. Ich merkte, wie meine Kräfte nachließen.

Ich war nicht stark genug, um mich aus dem Würgegriff herauswinden zu können, und meine Beretta war weit weg. Unerreichbar.

Aber plötzlich sah ich einen Lichtblick.

Mein geweihter Silberdolch! Ich trug ihn am Gürtel. Blitzschnell griff ich danach. Ich riß ihn aus der Scheide und stach damit hinter mich. Die Wirkung war frappierend.

Der Untote war zwar nicht tödlich getroffen, aber das geweihte Silber rief in seinem Körper einen wahnsinnigen Schmerz hervor. Er brüllte wie am Spieß und ließ mich los.

Endlich war ich wieder frei. Ich japste nach Luft. Dann drehte ich mich um.

Das Gesicht des Zombies war verzerrt. Er preßte seine Hände auf die Wunde an der Seite, dachte nicht mehr daran, mich anzugreifen. Jetzt hatte ich Oberwasser, und mir war klar, daß ich ihn nicht ungeschoren lassen durfte, denn das Leben, das sich jetzt in seinem Körper befand, war unselig, es entstammte der Hölle. Ich hatte keinen bedauernswerten Menschen vor mir, den man bemitleiden mußte, sondern ein gefährliches Ungeheuer, das andere Menschen wieder nach dem Leben trachten würde, sobald es sich von dieser Verletzung erholt hatte.

Der Zombie mußte sterben.

Ich näherte mich ihm. Er wich vor mir zurück. In seinen gebrochenen Augen schimmerte Panik. Er hatte begriffen, daß ich eine Waffe

besaß, mit der ich ihn vernichten konnte, und das machte ihm Angst.
Ich drängte ihn in eine Ecke.
Als er merkte, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gab, entschloß er sich doch, mich noch einmal anzugreifen. Mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll katapultierte er sich mir entgegen.
Ich brauchte nicht viel zu tun, brauchte ihm lediglich den Dolcharm entgegenzustrecken.
Alles andere passierte beinahe von selbst. Er wuchtete sich gegen die Klinge, die ihm tief in den Brustkorb drang und ihn erlöste. Ein letzter markerschütternder Schrei löste sich von seinen Lippen. Dann brach er zusammen und war keine Gefahr mehr für die Menschheit.
Ich holte meine Beretta.
Während ich meinen Hals massierte, dachte ich: Hoffentlich hat Astahoe mit seiner verdammten Sense nicht noch ein paar Zombies geschaffen. Zwei hätten eigentlich gereicht.
Als ich aus der Lagerhalle trat, schauten mich die Polizisten gespannt an. »Sind Sie okay?« wurde ich gefragt.
Ich nickte und sagte: »Veranlassen Sie, daß der Mann fortgeschafft wird.«
»Ist er jetzt wirklich tot?«
»Ja. Es hat niemand mehr etwas von ihm zu befürchten.« Ich ging zu meinem Wagen, setzte mich hinein, startete und fuhr nach Hause. Ehrlich gesagt, ich war ziemlich fertig und mußte schlafen, um mich regenerieren zu können. Auf der Heimfahrt ging mir Astahoe nicht aus dem Kopf. Wann würde ich ihn wiedersehen? Und wo? Wie würde diese Begegnung ausgehen? Würde der Schreckliche auch mich zum Zombie machen?
Unmöglich war es nicht.
Tags darauf kroch ich wie gerädert um sieben Uhr früh aus den Federn. Der Mann, der mir im Bad aus dem Spiegel entgegenguckte, hatte nicht viel Ähnlichkeit mit mir.
Nach der Morgentoilette und einem frugalen Frühstück rief ich Scotland Yard an. Der Stellvertreter jenes Beamten, den ich in der vergangenen Nacht gebeten hatte, Pater James Corrigan auszuforschen, hatte eine harte, metallische Stimme.
»Guten Morgen, Mr. Sinclair.«
»Morgen«, brummte ich.
»Ich kann mir denken, weshalb Sie anrufen.«
»Und?«
»Leider hatten wir bisher noch keinen Erfolg.«
»Woran liegt das?« wollte ich wissen.
»Zum ersten daran, daß die meisten Menschen in der Nacht schlafen und es nicht gern haben, wenn man sie zu dieser Zeit mit Fragen belästigt. Aber wir haben getan, was wir konnten. Einen Pater

Corrigan kennt niemand.«

»Sonderbar«, murmelte ich in meinen imaginären Bart.

»Wie bitte?«

»Nichts. Suchen Sie Corrigan weiter, und lassen Sie es mich umgehend wissen, wenn Sie ihn gefunden haben.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Oberinspektor«, sagte der Beamte und legte auf.

Auch ich legte den Hörer in die Gabel. Dreißig Sekunden danach — ich stand noch nachdenklich neben dem Apparat — schlug das Telefon an. Ich griff mir wieder den Hörer und meldete mich mit einer Stimme, die verriet, daß ich nicht gerade bester Laune war.

»Sinclair.«

»Oje.«

»Was heißt oje?«

»Sturmwarnung«, sagte Jane Collins.

»Tut mir leid, Jane.«

»Bist du mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden?«

»Ich bin schon mit dem linken Fuß zuerst ins Bett gestiegen«, knurrte ich.

»Dir liegt Astahoe der Schreckliche im Magen, nicht wahr?«

»Ja, und er drückt verdammt.«

»Was gedenkst du dagegen zu tun?«

»Wenn ich das wüßte, würde ich mich bedeutend wohler fühlen. Mußtest du gestern hungrig zu Bett gehen?«

»Ich machte mir noch schnell Ham and eggs. Bevor ich schlafen ging, rief ich dich noch an, aber du warst noch nicht zu Hause. Ist noch etwas passiert?«

»Das kann man wohl sagen. Eine ganze Menge ist noch geschehen.«

Jane Collins wollte wissen, was. Ich gab ihr einen lückenlosen Bericht. Auch Pater Corrigan vergaß ich nicht zu erwähnen, und ich bemerkte, daß ich den verlorenen Pater gern wiedergefunden hätte, denn er war im Besitz eines Buches, in dem ich gern geschmökert hätte.

»Kann ich dir irgendwie helfen, John?« wollte Jane wissen.

»Kaum«, gab ich zurück.

»Soll ich Pater Corrigan für dich suchen?«

»Das wäre keine schlechte Idee.«

»Ich werde sehen, was ich für dich tun kann«, versprach die Detektivin und beendete damit das Gespräch.

Mich drängte es nach nebenan, ins. Nachbarapartment, in dem mein Freund und Kampfgefährte, der hünenhafte Chinese Suko mit seiner chinesischen Freundin Shao wohnte.

Shao öffnete mir. Sie trug einen fernöstlichen Hausanzug aus Shantung-Seide. Ihr bläulich-schwarzes Haar floß in weichen Wellen

auf die wohlgerundeten Schultern. Sie war kleiner als ich, und ich mußte zu ihr hinuntersehen. Ihr Lächeln erwärmte mein Herz.

»John. Komm herein.«

»Ist Suko da? Äh — guten Morgen zunächst einmal.«

»Ja. Einen wunderschönen guten Morgen, John.«

»Wie kann man nur in aller Herrgottsfrühe schon so unverschämt gut aufgelegt sein?«

»Ich habe eine wundervolle Nacht hinter mir.«

Ich grinste. »Dann hat Suko wohl all die Tricks ausgespielt, die ich ihm beigebracht habe.«

Shao senkte verlegen den Blick. Wir begaben uns in den Living-room, wo Suko in der Morgenzeitung blätterte.

»Hallo, alter Knäckebrotfresser«, sagte ich. »Steht schon was über die beiden Zombies drinnen?«

Der Chinese schaute mich verwundert an.

»Also nicht«, sagte ich. »Dann wird es für den Bericht wohl schon zu spät gewesen sein.«

»Ich hoffe, du läßt mich nicht dumm sterben, John«, sagte Suko.

Ich setzte mich zu ihm und berichtete ihm über Astahoe den Schrecklichen und von dem, was er getan hatte. Nichts ließ ich aus, damit sich mein Partner ein umfassendes Bild machen konnte. Suko stieß einen erstaunten Pfiff aus.

»Woher mag dieser Astahoe kommen?« fragte er.

»Aus der Vergangenheit, das ist klar«, erwiderte ich.

»Vergangenheit?« Das war ein Stichwort für Shao. Die hübsche Chinesin kam zu uns und nahm Suko die Zeitung aus der Hand. »Darf ich mal? Mir ist da ein Inserat aufgefallen.« Sie blätterte eine Weile vor und zurück. Dann hatte sie die Einschaltung gefunden. »Da!« sagte sie und wies mit dem Zeigefinger darauf.

Suko las laut: »Möchten Sie eine Reise in die Vergangenheit machen? Nicht jeder kann es, aber einige sind auserwählt. Vielleicht sind Sie es auch. Lassen Sie sich testen. Kommen Sie noch heute ins Medial Center…!« Es folgte die Adresse.

Und die machte mich stutzig.

Denn sie lag im Londoner Stadtteil Finsbury. Wo ich Astahoe den Schrecklichen gesehen hatte. Wo Ray Wayne wohnte. Wo Giuliano Petroni zum Zombie geworden war. Wo die Fenster- und Türenfabrik war, in der ich den zweiten Untoten erledigt hatte.

Ich machte Suko darauf aufmerksam. Er lächelte. »Spürst du nicht auch, daß du über mediale Fähigkeiten verfügst, John?«

»Doch. Ganz deutlich fühle ich es.«

»Wollen wir uns testen lassen?«

»Warum nicht? Vielleicht sind wir Auserwählte,«

»Das wäre zu schön, um wahr zu sein. Seit meiner Kindheit träume

ich von einer Reise in die Vergangenheit. Sollte heute mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen?«

»Das wird sich weisen«, sagte ich. Suko erhob sich. »Dann wollen wir doch gleich mal.«

»Vielleicht begegnen wir Astahoe dem Schrecklichen.«

»Dann nehme ich auf jeden Fall meine Dämonenpeitsche mit.«

»Würde ich an deiner Stelle auch tun«, sagte ich.

Mein Freund verließ den. Raum, um sich anzuziehen. Shao sah mich ernst an. »Ihr werdet doch vorsichtig sein, ja, John?«

»Natürlich. Das verspreche ich dir.«

»Immer wenn Suko mit dir loszieht, habe ich Angst um ihn.«

»Um mich nicht?«

»Doch. Um euch beide.«

»Du liebst Suko sehr, nicht wahr?«

»Mehr als mein Leben«, gestand Shao. Das war nicht immer so gewesen. Als Suko sie in Hongkong kennengelernt hatte, war sie unsere Feindin gewesen und hatte uns nach dem Leben getrachtet. Aber dann hatte sie sich um hundertachtzig Grad gedreht, und heute hätte sie nichts mehr getan, was uns hätte schaden können.

Suko kehrte zurück. »Ich bin fertig.«

»Ich auch. Mit den Nerven.«

»Keine Sorge. Nun packen wir's gemeinsam an, damit es nicht mehr so hart für dich allein wird.«

Ich war froh, diesen Freund gefunden zu haben, und ich wollte ihn ebensowenig verlieren wie Shao. Diesen Prachtburschen, auf den ich mich in jeder Situation hundertprozentig verlassen konnte.

Wir verließen das Apartment und ließen ein besorgtes chinesisches Mädchen zurück.

***

Der Buchladen war in der Cannon Street. In der geschmackvoll arrangierten Auslage wimmelte es von Sonderangeboten. Es handelte sich dabei jedoch um keine Ladenhüter, sondern um Werke, von denen der Ladeninhaber überzeugt war, daß sie lesenswert waren, und, der Preis machte es den Käufern möglich, sie zu kaufen, ohne daß dies eine unverantwortliche Belastung des Budgets dargestellt hätte.

Glynis Dirk arbeitete seit vier Jahren in diesem Geschäft. Sie war für das Arrangement der Auslage verantwortlich, und sie ließ sich immer wieder neue optische Gags einfallen, damit die Passanten stehenblieben und einen Blick durch das Fenster warfen.

Glynis war zwanzig. Ein unscheinbares brünettes Mädchen ohne frauliche Formen. Sie war zu jedermann nett und jedermann konnte sie gut leiden. Daß sie über große mediale Fähigkeiten verfügte,

darauf wäre sie nie im Leben gekommen.

Sie ordnete die Taschentücher im Drehständer, als die Ladentür aufging und ein junger Mann eintrat. Sein Name war Henry Gish. Er war Glynis Dirks Freund. Ihm verdankte sie es, daß sie heute wußte, daß sie medial ungemein begabt war. Er hatte ihr vorgeschlagen, das Medial Center aufzusuchen und sich testen zu lassen.

Er war zwei Jahre älter als sie, trug verwaschene Jeans und Sportschuhe. Die Lederjacke war schon viele Jahre alt, aber Henry Gish wollte sich von ihr nicht trennen, weil sie durch das Innenfell sehr warm war.

»Wie geht's?« erkundigte sich der dunkelhaarige junge Mann. »Alles in Ordnung?«

»Ich konnte lange nicht einschlafen«, sagte Glynis.

»Was war schuld daran?«

»Das fragst du? Der gestrige Abend natürlich.«

Gish nickte. »Er hat auch auf mich großen Eindruck gemacht, Glynis. Du warst großartig. Ich war sehr stolz auf dich. Wie du diesen Medial-Test bestanden hast, das war einsame Klasse. Ich wußte nicht, daß du ein so außergewöhnliches Mädchen bist.«

»Das war mir auch nicht bekannt.«

»Du hast die höchste Note erhalten, die jemals erreicht wurde«, sagte Henry Gish. Er lächelte. »Und ich mußte mich mit der niedrigsten Note zufriedengeben. Der Neid könnte einen fressen. Woher hast du dein Talent nur? Ist deine Mutter eine Hexe?«

»Sag so etwas nicht«, erwiderte Glynis ärgerlich. »Ich möchte überhaupt nicht, daß du über diese Sache soviel Aufhebens machst, Henry.«

»Hör mal, du kannst doch stolz darauf sein. Du kannst etwas, das nicht jeder kann. Das ist doch etwas.«

»Mir ist es unangenehm.«

»Das braucht es dir nicht zu sein. Wirklich nicht. Du hast alle Anwesenden sehr beeindruckt.«

»Ich bin nicht gern der Mittelpunkt einer Gesellschaft. Ich eigne mich nicht dazu. Ich halte mich lieber im verborgenen.«

»Noch niemand vor dir hat es geschafft, die Verbindung mit der Vergangenheit eine volle Stunde lang aufrechtzuerhalten. Während du in Trance warst, hast du uns eine eindrucksvolle optische Schilderung von jener Zeit gegeben. Es war das großartigste, beeindruckendste Erlebnis meine Lebens.«

Glynis ordnete wieder die Bücher, obwohl sie es bereits getan hatte. Eine Verlegenheitsgeste. Sie schaute ihren Freund nicht an, sondern betrachtete das Titelbild eines frivolen Romans, der die Abenteuer junger Mädchen in einem Pensionat zum Inhalt hatte.

***

»Nachher«, sagte sie leise. »Nachher hatte ich kein gutes Gefühl, Henry. Ich kann es nicht erklären. Mir war, als müßte ich ein schlechtes Gewissen haben.«

»Du? Ein so reiner Engel? Warum sollte der denn ein schlechtes Gewissen haben?« Gish lachte. »Das ist doch Unsinn, Glynis.« Er streichelte mit dem Handrücken zärtlich ihre glatte Wange. »Ich liebe dich, und ich bin sehr, sehr stolz auf dich. Ich freue mich schon riesig auf heute abend.«

Glynis Dirk sah ihm düster in die Augen. »Ich möchte da nicht mehr hingehen, Henry.«

»Aber warum denn nicht?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Mein Gott, wenn ich das bloß wüßte. An der ganzen Sache ist mir irgend etwas unheimlich. Ich werde den Eindruck nicht los, etwas Unrechtes zu tun, wenn ich meinen medialen Fähigkeiten freien Lauf lasse. Ich dürfte es nicht tun. Ich dürfte meine Begabung in diesem Center nicht aktivieren lassen. Ich komme mir auf irgendeine rätselhafte Weise ausgenützt vor.«

»Ausgenützt? Von wem?«

»Irgend jemand bedient sich meiner Fähigkeiten, um etwas zu tun, was nicht geschehen dürfte«, sagte Glynis.

Gish lachte. »Das ist doch nicht wahr. Du darfst das Ganze nicht so tierisch ernst nehmen.«

»Das tu' ich aber.«

»Ich hole dich gegen zwanzig Uhr von zu Hause ab.«

»Laß uns heute abend etwas anderes unternehmen, Henry. Ich bitte dich darum.«

»Sei nicht kindisch, Glynis. Wir haben versprochen, wiederzukommen, und was man verspricht, das muß man auch alten. Also. Heute abend. Zwanzig Uhr. Ciao.« Er küßte sie flüchtig auf die Wange und verließ den Buchladen.

Glynis Dirk blickte ihm besorgt nach, und sie hatte Angst vor dem kommenden Abend…

***

Wir fanden nahe dem Medial Center einen Parkplatz. Nachdem wir ausgestiegen waren, kräuselte Suko seine Nase. »Bin neugierig, was es mit dieser Reise in die Vergangenheit für eine Bewandtnis hat. Vielleicht ist das Medial Center eine Seelenfalle irgendeines heimtückischen Dämons. Er macht Menschen mit Hilfe des Inserats neugierig, lockt sie an, und dann schickt er ihre Seelen nicht bloß in die Vergangenheit, sondern gleich weiter bis ins Jenseits.«

»Möglich ist alles«, sagte ich.

»Wir werden herausfinden, ob das Center faul ist oder nicht.«
»Das kriegen wir im Handumdrehen raus«, erwiderte ich.
Wenig später standen wir vor einer geschlossenen Tür, an der eine Tafel verkündete, daß diese Pforte sich erst am Abend öffnen würde.
»Das hätte man aber auch im Inserat erwähnen können«, brummte Suko mißmutig.
»Man wird es vergessen haben.«
»Und was tun wir jetzt? Däumchen drehen bis zum Abend?«
»Vielleicht erfahren wir in der Nachbarschaft etwas über das Medial Center.«
»Du meinst, wir sollten so etwas wie eine Meinungsumfrage starten?«
»Damit würden wir die Zeit immerhin besser nützen, als wenn wir hier nur herumstehen.«
»Okay. Gehen wir's an.«
Suko wandte sich von der Tür ab. Plötzlich wurde sie geöffnet. Eine Putzkolonne war damit beschäftigt, alles auf Hochglanz zu bringen. Wir hörten das Brausen eines kräftigen Staubsaugers. Es wurde gebohnert und gewienert. Eine Putzfrau mit Kopftuch und Schürze polierte die Messinggriffe an der Innenseite der Tür. Sie musterte uns von Kopf bis Fuß.
»Sind Sie wegen der Annonce hier?«
»Ja«, sagte Suko.
»Es ist niemand da.«
»Das haben wir schon befürchtet. Dürften wir uns drinnen trotzdem mal kurz umsehen?«
»Ausgeschlossen. Ich darf Ihnen eine solche Erlaubnis nicht geben. Dazu bin ich nicht ermächtigt.«
Da ich nicht unverrichteterdinge wieder heimfahren wollte, zückte ich meinen Dienstausweis. Die Putzfrau riß die Augen auf.
»Scotland Yard. Warum sagen Sie das denn nicht gleich? Für die Polizei hat selbstverständlich jede Tür offen zu sein.« Das glaubte sie, und uns war es recht. Aber sie irrte sich. Wir hätten kein Recht gehabt, uns den Zutritt zu erzwingen. Dazu wäre ein richterlicher Haussuchungsbefehl nötig gewesen. Da die Putzfrau uns jedoch freundlich aufforderte, einzutreten, taten wir ihr der Gefallen und ließen uns nicht zweimal bitten.
Die Putzkolonne nahm kaum Notiz von uns.
Weitere vier Raumpflegerinnen gingen mit Ernst und Eifer ihrer Arbeit nach. Wir gelangten über Stufen, die nach unten führten, in einen kleinen Hörsaal, dessen Sitzreihen stufenförmig und im Halbkreis angeordnet waren. Die Stirnseite des Saales war von einer Filmleinwand beherrscht.
Durch eine Verbindungstür gelangten wir in einen Raum, der hinter der Leinwand war.

Hier gab es eine Menge hochwertiger elektronischer Geräte. Tonabnehmer. Mischpulte für spezielle Lichteffekte. Scheinwerfer. Wir berührten den technischen Firlefanz nicht, um nichts kaputt zu machen. Der Besitzer des Medial Center hätte uns auf Schadenersatz verklagen können. Und auf Hausfriedensbruch. Das wollten wir vermeiden.

»Wie gefällt es dir hier?« wollte Suko wissen.

»Ich fühle mich irgendwie sonderbar.«

»Ich auch.«

»So, als ob ich fortwährend beobachtet würde.«

Suko schnippte mit dem Finger. »Das ist es. Genauso empfinde ich auch. Ob hier Kameras versteckt sind, die uns heimlich aufnehmen?«

»Denkbar wäre es.«

»Was meinst du, John, wem gehört das alles hier?«

»Ich habe noch keinen Hinweis auf den Besitzer gefunden.«

»Vielleicht findet sich in dem Schrank dort etwas«, sagte Suko und ging auf die beiden geschlossenen Türen zu. Ein Schlüssel steckte im Schloß. Suko drehte ihn, und als er die Türen öffnete, erlebten wir eine verdammt unangenehme Überraschung!

***

Die drei Wesen waren nicht von dieser Welt. Ich wußte, wohin sie gehörten, hatte mit solchen Geschöpfen nicht zum erstenmal zu tun. Sie waren in Leder gekleidet und hatten Flügel. Fliegende Furien waren es, mit einem Köcher auf dem Rücken, in dem gefährliche Höllenpfeile steckten. Jede hielt einen Bogen in der Hand.

Asmodinas Todesengel stürzten sich auf uns!

Ich sprang zur Seite, als mich der erste Todesengel angriff. Er wollte mich packen. Seine Finger verfehlten mich knapp. Ich schlug seinen Arm nach unten und griff zum Silberdolch.

Blitzende Reflexe tanzten auf der scharfen Klinge. Der Todesengel legte einen Pfeil auf die Bogensehne. Das Wesen zielte auf mich. Die Sehne brummte, und der Pfeil raste auf mich zu.

Ich duckte mich. Das Geschoß sauste über mich drüber und blieb im Holz der Tür stecken. Ehe das geflügelte Biest einen neuen Pfeil auflegen konnte, griff ich an.

Von unten stach ich nach oben. Der Todesengel drehte sich. Eine seiner beiden Schwingen traf mich, während der Dolch sein Ziel verfehlte. Es war ein harter Treffer, der mich gegen die Wand schleuderte.

Mein höllischer Gegner setzte sofort nach. Ich riß abwehrend die Linke hoch, während ich mit der Rechten wieder zustach. Die Klinge ratschte über Leder. Der Todesengel hieb mir den Bogen auf die Schulter. Der Schlag hätte meinen Kopf treffen sollen, doch ich war im

letzten Moment noch zur Seite gekippt. Ein glühender Schmerz durchraste meinen linken Arm. Für kurze Zeit war er unbrauchbar. Wenn ich dem Todesengel nicht unterliegen wollte, mußte ich ihm jetzt den vernichtenden Dolchstoß geben.

Ich versuchte es.

Mit ausgestrecktem Arm wuchtete ich mich vorwärts. Der gefährliche Gegner wich aus, aber diesmal war er nicht schnell genug. Mein Dolch verletzte ihn. Er zuckte zurück.

Schwarzes Blut tropfte auf den Boden. Dämonenblut. Allmählich kehrte das Gefühl in meinen linken Arm zurück. Ich packte den Todesengel und riß ihn an mich. Hart prallten unsere Körper gegeneinander. Würgende Hände umfaßten meinen Hals. Ich befreite mich blitzschnell davon und stach mit dem geweihten Silberdolch zu.

Asmodinas Todesengel zuckte. Seine haßsprühenden Augen weiteten sich. Ich hatte ihn tödlich getroffen, und er wußte es. Zum allerletztenmal mobilisierte er seine höllischen Kräfte.

Noch einmal griff er mich an.

Da gab ich ihm den Rest, er brach röchelnd zusammen und löste sich in derselben Minute auf.

Suko! schoß es mir durch den Kopf.

Der Chinese hatte es gleich mit zwei Todesengeln zu tun. Als sie aus dem Schrank hervorgebrochen waren wie aufgestautes Wasser, das einen berstenden Damm überflutet, hatte er die Dämonenpeitsche von seinem Gürtel losgehakt. Aber er war nicht mehr dazu gekommen, mit dem Griff einen Kreis über den Boden zu beschreiben, wodurch die drei Riemen herausgeschnellt wären.

Ein harter Faustschlag traf seine Schläfe. Er zog die Schultern hoch und warf sich den Todesengeln entgegen. Was Judo, Karate und sämtliche fernöstliche Kampfsportarten anlangte, konnte man ihm nichts vormachen.

Seine Linke erwischte einen Flügel. Er riß den Todesengel herum und schleuderte ihn mit einem gekonnten Wurf zu Boden. Ein Karatetritt setzte dem Schattenwesen zu, aber Suko wußte, daß Asmodinas Todesengel auf diese Weise nicht zu vernichten waren.

Während einer knappen Verschnaufpause versuchte er den Griff der Peitsche endlich zu drehen. Wieder wurde nichts daraus, denn der zweite Todesengel hieb ihm die wirksame Waffe aus der Hand. Suko preßte die Kiefer zusammen. Sein Pfannkuchengesicht verzerrte sich vor Schmerz, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Nun wollten die beiden Todesengel ernst machen.

Suko hielt die Waffe nicht mehr in seiner Hand, mit der er ihnen hätte gefährlich werden können. Diese Chance nützten sie. Vehement warfen sie sich auf ihn. Er duckte sich, versuchte an die Dämonenpeitsche zu gelangen, doch sein Arm war zu kurz.

Die Schattenwesen zerrten den hünenhaften Chinesen mit sich. Sie nagelten ihn an der Wand fest. Einer der beiden Todesengel riß einen Pfeil aus seinem Köcher. Er verzichtete darauf, ihn auf die Bogensehne zu legen, wollte meinem Freund das Ding gleich so durch den Hals stoßen.

Das war der Moment, wo ich mit meinem Gegner fertig wurde.

Als ich sah, was mit meinem Freund geschehen sollte, standen mir die Haare zu Berge.

Ich startete, warf mich vorwärts, fiel dem Todesengel in, den Arm und kämpfte mit ihm um den Pfeil.

Mit aller Kraft drehte ich ihm den Arm herum, doch der geflügelte Gegner war mir kräftemäßig überlegen. Asmodinas Todesengel grinste höhnisch, während er seinen Arm langsam wieder zurückdrehte. Ich konnte es nicht verhindern. Das Schattenwesen spielte mit mir. Es schüttelte mich ab. Ich erhielt einen Stoß, der mich drei Yards zurückbeförderte, und wieder wies die Pfeilspitze auf Sukos Hals.

Meine Kopfhaut spannte sich.

Ich holte aus und schleuderte den Dolch.

Die Waffe wirbelte durch die Luft. Mit der Klinge voran traf sie das Schattenwesen.

Genau in der Mitte zwischen den Schulterblättern und somit auch genau zwischen den Flügeln.

Der Todesengel bog sein Kreuz durch. Er ließ von Suko ab. Der Pfeil entfiel seiner Hand.

Er drehte sich, faßte nach hinten, als wollte er sich den Dolch aus dem Rücken ziehen, doch er konnte die Waffe nicht erreichen. Selbst wenn ihm das gelungen wäre, hätte er es nicht geschafft, den Griff des geweihten Dolchs anzufassen. Er machte einen unsicheren Schritt auf mich zu, brach zusammen und verging.

»John!« preßte im selben Moment Suko hervor.

Gleichzeitig kiekte er mir die Dämonenpeitsche zu. Blitzschnell bückte ich mich und hob sie auf, während der Chinese sich mit dem dritten Todesengel herumschlug.

Rasch beschrieb ich mit der Peitsche einen Kreis. Die Riemen klatschten auf den Boden.

Das Schattenwesen verkrallte sich in Suko und wollte ihn töten. Die beiden fielen. Ich sprang hinzu und hob die Peitsche, die uns schon so häufig wertvolle Dienste geleistet hatte. Oft war ein Gegner, der einer anderen Mythologie entstammte, nur damit zu töten, denn diese Peitsche war von einem Dämon geschaffen worden, um andere Dämonen zu vernichten.

Sie hatte Myxin, dem Magier, gehört, bevor er sich auf die Seite des Guten geschlagen hatte. Nun stand diese wirksame Waffe uns zur Verfügung, und wir machten immer wieder Gebrauch davon.

Wie jetzt.
Klatsch.
Die Riemen der Dämonenpeitsche trafen den Todesengel. Drei tiefschwarze Striemen waren auf seinem Körper zu, sehen. Sie schnitten sich immer tiefer in den Leib hinein, zerlegten Asmodinas Todesengel regelrecht, und die einzelnen Stücke lösten sich innerhalb eines Sekundenbruchteils auf.
Nichts blieb von unseren drei gefährlichen Gegnern übrig. Mein Silberdolch lag auf dem Boden. Ich hob ihn auf. Suko kam auf die Beine. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das war verflixt haarig, was?« sagte er.
Ich gab ihm die Dämonenpeitsche zurück. »Nette Überraschung, die wir hier vorgefunden haben.«
»Gehe ich recht in der Annahme, daß es sich bei diesem Medial Center um einen Stützpunkt der Hölle handelt?«
»Und wie du recht gehst. Das unverhoffte Auftauchen der Todesengel beweist uns, daß hier wieder einmal Asmodina, die Tochter des Teufels, ihre Giftfinger im Spiel hat.«
»Aber was wird hier getrieben? Wie findet die Reise in die. Vergangenheit statt? Auf welche Weise wird Astahoe der Schreckliche vom Jenseits ins Diesseits geholt?«
»Wir werden heute abend wiederkommen« sagte ich. »Und dann werden wir hoffentlich Antworten auf alle diese Fragen erhalten.«

***

Glynis Dirk war entschlossen, ihren Fuß kein zweitesmal in das Medial Center zu setzen.
Sie fürchtete sich davor. Sie hatte Angst, daß etwas Entsetzliches passieren würde.
Nachdem sie den letzten Kunden abgefertigt hatte - er hatte Bücher nach Gewicht gekauft, um ein neu erworbenes Regal dekorativ füllen zu können -, fuhr das Mädchen mit dem Bus nach Hause.
Um zwanzig Uhr würde Henry Gish erscheinen, aber Glynis würde ihm klarmachen, daß sie mit ihm nicht zum Medial Center fahren würde, da konnte er machen, was er wollte.
Bestimmt würde er ärgerlich sein. Aber schließlich würde er resignieren und ihr wegen ihrer unnachgiebigen Haltung nicht böse sein.
Seit ihre Eltern geschieden waren - zum allerletzten Krach war es vor einem halben Jahr gekommen -, wohnte Glynis allein. Mittwochs sah sie ihre Mutter. Samstags ihren Vater.
Sie mochte beide immer noch und litt darunter, daß sie nicht mehr zusammen waren. Da sie keinem den Vorzug geben wollte, hatte sie sich auf ihre eigenen Füße gestellt, und sie kam ganz gut zurecht.

Sie öffnete den Kühlschrank und sah nach, was da war. Es gab noch ein wenig Leberpastete von gestern aufs Brot, Käse und Milch, die sie sich auf dem Herd wärmte und mit echtem Bienenhonig süßte.

Sie deckte den Tisch fürs Abendbrot, legte eine rot-weiß karierte Papierserviette neben den Teller und stellte die kleine Blumenvase dazu, in der eine einzelne Teerose steckte.

Eine seltsame Unruhe erfaßte sie, je näher sich der Tag seinem Ende zuneigte. Sie verließ die Küche und begab sich ins Wohnzimmer. Sie versuchte in dem Buch zu lesen, das man ihr empfohlen hatte, doch sie konnte sich nicht konzentrieren.

Sie nahm eine Illustrierte zur Hand, blätterte darin, schaute sich die Fotos an und bemerkte, daß sie die. Bilder gar nicht wahrnahm. Was war es, das sie so sehr ablenkte?

Um 19.30 Uhr stand sie vor dem Frisierspiegel im Schlafzimmer Sie betrachtete sich genau, und hatte das Gefühl, eine Fremde anzusehen. Was hatte das zu bedeuten? Hingen diese Empfindungen mit dem gestrigen Abend zusammen? War ihr im Medial Center ein Keim in die Seele gepflanzt worden, ohne daß sie es bemerkt hatte?

Ein leichter Schauer überlief sie.

Und plötzlich hatte sie den Eindruck, das Gesicht im Spiegel würde sich verändern. Das Glas des Spiegels wurde milchig trüb. Es zeigte nicht mehr Glynis Dirks Gesicht, sondern das Antlitz einer Frau, die viel schöner war als sie. Die Unbekannte im Spiegel war rothaarig, hatte ebenmäßige Züge und ausdrucksstarke Augen, mit denen sie Glynis durchdringend anstarrte.

Das Mädchen wollte vor dem Spiegel zurückweichen, doch die Erscheinung hielt sie auf eine rätselhafte Weise fest. Jetzt erst fielen Glynis die beiden Hörner auf, die der schönen Rothaarigen aus der Stirn wuchsen. Sie hatte einen weiblichen Teufelskopf vor, sich. Sie sah Asmodina!

Glynis wollte sich von ihr abwenden.

»Bleib!« herrschte Asmodina sie an.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« preßte Glynis furchtsam hervor.

»Du wirst mit deinem Freund das Medial Center heute wieder aufsuchen!« Das war ein Befehl, der keinen Widerspruch duldete.

»Nein!« sagte Glynis Dirk trotzdem. »Ich will da nicht mehr hingehen.«

»Wer fragt schon danach, was du willst?« erwiderte Asmodina mit einem geringschätzigen Lächeln.

»Ich habe Angst…«

»Das ist uninteressant. Du wirst gebraucht, deshalb wirst du dich im. Center wieder einfinden!«

»Was ist, wenn ich nicht hingehe?«

»Das solltest du überhaupt nicht in Erwägung ziehen«, zischte Asmodina. Und dann demonstrierte sie dem Mädchen ihre Macht. Eiskalte unsichtbare Hände umschlangen plötzlich den Hals des Girls. Grausam drückten sie zu. Glynis bekam keine Luft. Sie riß die Augen auf. Panik stieg in ihr hoch. Sie schlug verzweifelt um sich, traf jedoch kein Hindernis. »Du wirst gehorchen. Und du wirst zu niemandem über meinen Besuch sprechen. Auch zu deinem Freund nicht. Wenn du den Mund nicht hältst, kann es sein, daß wir uns schon bald wiedersehen. Was dir dann passiert, kannst du dir hoffentlich vorstellen.«

Glynis wollte schreien, doch kein Laut entrang sich ihrer zugeschnürten Kehle. Ihr wurde schwarz vor den Augen. Tränen rollten über ihre Wangen, und Sekunden später verlor sie das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, war sie allein. Sie hatte keine Schmerzen im Hals, erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Benommen setzte sie sich auf und blickte zum Spiegel hoch.

Was war mit ihr los? Hatte sie nun schon Wahnvorstellungen? Die fremde Frau im Spiegel. War ihr die wirklich erschienen, oder hatte sie sich das nur eingebildet? Und die unsichtbaren würgenden Hände? Glynis stand auf. Sie wagte zunächst nicht, in den Spiegel zu sehen, aber dann überwand sie sich doch, es zu tun. Alles war normal. Sie sah sich selbst. Ihr vertrautes Gesicht, das sie nicht schön, zum Glück aber auch nicht häßlich, fand.

Die gehörnte Frau war schöner gewesen.

Schön und unheimlich.

Oder hatte es sich um eine Halluzination gehandelt?

Habe ich mit offenen Augen einen Alptraum gehabt? fragte sich Glynis Dirk besorgt. Bin ich nicht mehr richtig im Kopf? Sehe ich schon Dinge, die nicht existieren?

Es schellte an der Tür. Glynis zuckte erschrocken zusammen. O Gott, das war Henry Gish. Er wollte sie abholen. Was sollte sie ihm sagen? Die Fremde hatte ihr befohlen, das Medial Center aufzusuchen. Aber sie wollte das nicht tun. Nervös verließ sie das Schlafzimmer. Sie nestelte an ihrem Pulli herum, öffnete die Wohnungstür und ließ Henry eintreten.

Er lächelte, doch dieses Lächeln verschwand sofort. »Wie siehst du denn aus?« fragte er besorgt. »Du bist ja ganz verstört. Was ist denn passiert, Glynis?«

Nicht erzählen! hämmerte es in ihrem Kopf. Du darfst es ihm nicht erzählen.

»Ich fühle mich nicht so richtig«, sagte sie.

Er grinste. »Aha, du willst also doch kneifen.«

Glynis öffnete den Mund. Du darfst es nicht sagen! raunte ihr eine

innere Stimme zu.

Aber sie setzte sich über dieses Verbot hinweg.

»Henry, können wir heute abend nicht zu Hause bleiben?«

»Aber warum denn, Liebes? Man erwartet uns. Du warst gestern der Star des Abends. Man will dich wiedersehen. Du darfst den Leuten dieses Vergnügen nicht nehmen, das wäre nicht fair. Alle freuen sich schon auf dich.«

»Mein Geist wird wieder in die Vergangenheit reisen.«

»Ich beneide dich darum.«

»Hast du dir schon mal überlegt, was geschieht, wenn sich mein Geist in der Vergangenheit verliert, Henry?«

»Also davor brauchst du bestimmt keine Angst zu haben. Man hat die Sache doch im Medial Center bestens im Griff. Es hat gestern keine Panne gegeben, warum sollte es heute eine geben?«

»Man sollte solche Versuche nicht durchführen.«

Henry Gish trat näher. Er schlang seinen Arm um Glynis Dirks Mitte und zog sie an sich.

»Das Ganze ist nichts weiter als ein harmloses Spiel. Es kann dir überhaupt nichts passieren. Also komm, und sei keine Spaßverderberin.«

»Ich tue damit etwas Gefährliches, Henry«, flüsterte Glynis.

Er lachte darüber.

»Etwas Entsetzliches!« sagte Glynis. »Nun mach aber einen Punkt, ja?« sagte Henry Gish amüsiert.

Das Mädchen vermeinte mit einemmal, hinter seinem Gesicht das Antlitz jener unheimlichen gehörnten Frau zu sehen. Sie stieß ihn erschrocken von sich. »Was ist?« fragte er verwundert.

»Was hast du denn?«

Sie dachte an die würgenden Hände und bekam solche Angst, daß sie sich in die Anne ihres Freundes flüchtete.

»O Henry, halt mich fest. Ganz fest.«

»Liebe Güte, Liebes, du zitterst ja. Also wenn du dich wirklich so sehr davor fürchtest, das Medial Center noch einmal zu betreten, dann lassen wir es eben bleiben.«

Sie löste sich von ihm. Plötzlich wußte sie, daß sie keine andere Wahl hatte. Wenn sie leben wollte, mußte sie das Medial Center aufsuchen.

»Nein, Henry«, sagte sie heiser. »Wir gehen.«

»Jetzt verstehe ich die Welt bald nicht mehr.«

»Das ist nicht nötig. Wir gehen«, sagte Glynis und schlüpfte in ihren Mantel.

***

Während des Tages hatte ich eine Menge zu tun. Unter anderem

wollte mich auch mein Vorgesetzter Sir James Powell sehen. Ich fand mich in seinem Büro ein. Er wollte hören, was zur Zeit lief, um informiert zu sein. Während ich von Astahoe dem Schrecklichen und den beiden Zombies sprach, blickte mich Sir James durch die dicken Gläser seiner Brille schweigend an. Als ich von unserem Kampf gegen Asmodinas Todesengel berichtete, hob sich seine rechte Braue, und er schluckte eine Magentablette.

»So sieht's im Moment aus, Sir«, sagte ich abschließend.

»Wie es scheint, hat Astahoe nur zwei Zombies geschaffen.«

»Genau um zwei zuviel«, sagte ich.

»Da haben Sie allerdings recht, John«, pflichtete mir mein Vorgesetzter bei. »Was gedenken Sie weiter zu unternehmen?«

»Suko und ich statten dem Medial Center heute abend noch einen Besuch ab.«

»Was versprechen Sie sich davon?«

»Genau kann ich es nicht sagen. Ich hoffe natürlich insgeheim, Astahoe noch einmal zu sehen, aber ob es zu diesem Wiedersehen auch tatsächlich kommen wird, steht vorläufig noch in den Sternen.«

»Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, John.«

»Danke, Sir. Sonst noch was?«

»Nein. Das ist alles.«

Ich verließ Sir James Allerheiligstes. Mir kam in den Sinn, daß er und Pater Corrigan denselben Vornamen hatten. Corrigan. Immer noch suchten ihn meine Kollegen. Doch wo sie auch anriefen, wen sie auch fragten, niemand kannte ihn. Niemand wußte, wo wir ihn finden konnten. Allmählich rechnete ich damit, daß ich mir den erhofften Blick in Corrigans Buch abschminken konnte. Daraus würde wohl kaum noch etwas werden.

Was mir bei dieser Angelegenheit sauer aufstieß, war der Umstand, daß Pater Corrigan jedermann unbekannt war. Was hatte das zu bedeuten? Erste Zweifel schlichen sich bei mir ein. War der Pater kein Pater? Was hatte er in Ray Waynes Haus zu suchen gehabt, wenn er, keinen geistlichen Trost spenden konnte? Hatte er am Ende nach dem Zombie sehen wollen? Was aus ihm geworden war?

Ich kehrte in mein Büro zurück. Glenda Perkins schenkte mir ein warmes Lächeln.

»Kaffee, John?«

»Wie können Sie fragen. Sie wissen doch, daß ich bei Ihrem Superkaffee niemals nein sagen kann.«

»Kommt sofort. Übrigens, da kam vorhin ein Anruf für Sie. Ich sagte, Sie würden zurückrufen. Die Nummer liegt auf Ihrem Schreibtisch.«

»Wer hat angerufen?«

»Ein Pater James Corrigan.«

***

Suko zog sich um. Shao war nicht in der Wohnung. Sie war in der City unterwegs, um sich nach einer neuen Frühjahrsgarderobe umzusehen. Sie hatte Jane Collins dazu überreden wollen, sie zu begleiten, aber die Detektivin versuchte für John Sinclair Pater Corrigan zu finden, und so sah sich Shao allein nach dem Passenden um. Kaufen wollte sie es erst später, und Suko sollte dabei sein, schließlich zog sie sich in erster Linie für ihn an. Was sie trug, sollte ihn nicht reizen wie das rote Tuch den Stier.

Es sollte ihm gefallen.

Der Chinese schlüpfte in seine Lederkleidung. Er vergaß nicht, die Silberkugel-Beretta in die Schulterhalfter zu schieben, und er würde das Medial Center auch nicht ohne die Dämonenpeitsche betreten. Das Auftauchen der drei Todesengel hatte bewiesen, daß es nicht ungefährlich war, das Center aufzusuchen.

Es schellte an der Tür. Suko öffnete und blickte in die Mündung von zwei großkalibrigen Waffen. Zwei Männer hielten sie, denen es nichts auszumachen schien, einen Menschen umzubringen.

»Tag, Schlitzauge«, sagte der eine. »Hallo, Chink!« sagte der andere. »Seid ihr sicher, daß ihr euch nicht in der Adresse geirrt habt?« fragte Suko grimmig.

»Bestimmt nicht.«

»Ich kann mir nicht vorstellen…«

»Du bist Suko, richtig?«

»Richtig.«

»Dann tritt mal ein paar Schritte zurück! Und vergiß nicht, die Flossen hochzunehmen, Gelbhaut, sonst sehen wir uns genötigt, dir unser Monogramm in die Figur zu schießen.«

Suko trat mit erhobenen Händen zurück. Er wog seine Chancen ab. Sie waren schlecht, deshalb unterließ er es, die beiden Gangster anzugreifen. Sie hätten ein Sieb aus ihm gemacht, und wenn er hinterher ein Glas Wasser getrunken hätte, hätte er wie ein Springbrunnen gespritzt.

»Wer schickt euch?« erkundigte sich der Chinese.

Die Gangster traten ein und schlossen die Tür. »Jemand, der dich nicht leiden kann.«

»Sollt ihr mich umlegen?«

»Nee, das will die betreffende Person selbst erledigen.«

»Und weshalb? Was habe ich angestellt?«

»Geh in dich. Vielleicht fällt es dir ein.«

»Ich komme beim besten Willen nicht drauf.«

»Macht nichts. In Kürze wirst du Bescheid wissen - und sterben.«

»So bald schon?«

»Mit so was soll man sich nicht Zeit lassen. Du hast schließlich einen guten Freund namens John Sinclair, der dich überall herausboxt.

Wenn man schnell genug ist, kommt der Wunderknabe aber zu spät. Dreh dich jetzt um. Pfannenkuchengesicht zur Wand. Aber ein bißchen plötzlich. Unsere Zeit ist kostbar. Wir vertrödeln sie nicht gern mit einer miesen Gelbhaut.«

»Immer diese Rassendiskriminierung«, maulte Suko und drehte sich um. Er hörte, wie die beiden Gangster näherkamen, und in der nächsten Sekunde explodierte er. Er konnte sich lebhaft vorstellen, was die beiden vorhatten. Sie wollten ihm eins aufs Dach geben, wollten ihn bewußtlos schlagen, damit er ihnen keinen Ärger machen konnte, aber das gefiel ihm nicht, deshalb wollte er dabei nicht mitmachen.

Blitzartig drehte er sich um. Seine Karatefaust traf einen der beiden Gegner hart. Der Mann klappte wie ein Taschenmesser zusammen, ließ sich nach vorn fallen und versuchte den Chinesen mit beiden Armen zu umklammern Suko riß sein Knie hoch. Er traf den Gangster abermals mit großer Wucht. Der Kerl torkelte zurück, und Suko wollte sich dem andern Mann widmen, doch der war äußerst reaktionsschnell.

Der Verbrecher schlug mit der Waffe zu. Er traf Suko seitlich am Kopf. Der Chinese verdaute den Treffer nur mit Mühe, aber er blieb auf den Beinen und konterte. Sein Hammer warf den Gangster gegen die Wand, aber der Mann kam sofort wieder.

Suko steppte zur Seite.

Der Gegner folgte ihm.

Der Chinese war im Moment nicht voll auf der Höhe. Deshalb gelang es dem Verbrecher, ihn ein zweitesmal mit dem Revolver am Kopf zu treffen, und diesmal schaffte es Suko nicht mehr, auf den Beinen zu bleiben. Für ihn gingen alle Lichter aus. Er brach ohnmächtig zusammen.

***

Das war ein Ding.

Wir rotierten, weil wir Pater Corrigan nicht finden konnten, ich reimte mir schon allen möglichen Unsinn zusammen, und dann rief der Gute plötzlich von selbst an. Dafür sollte er einen Platz im Himmel erhalten. Ich zog mich sofort in mein Büro zurück, fand den Zettel auf meinem Schreibtisch und wählte die Nummer, die Glenda Perkins aufgeschrieben hatte.

Besetzt.

Okay, ich würde mein Glück in ein paar Minuten noch einmal versuchen. Inzwischen rauchte ich eine Zigarette. Glenda brachte den herrlich duftenden Kaffee. Selbst auf die Gefahr hin, daß ich mich wiederhole, muß ich sagen, daß meine Sekretärin den besten Kaffee von der Welt kocht.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?« fragte das schwarzhaarige Mädchen. Sie bedachte mich dabei mit einem Blick, der es in sich hatte. Oh, lala.

Natürlich enttäuschte ich sie, als ich sagte: »Nein, Glenda. Danke.«

Sie verließ mein Office. Ihre Bewegungen waren weich und geschmeidig wie die einer Pantherin. Sie tat mir ein bißchen leid. Warum mußte es ausgerechnet ich sein? Es gab so viele Männer, die Glenda auf Händen getragen hätten. Von mir konnte sie das nicht erwarten, und trotzdem war ich ihr größter Schwarm.

Zwei Minuten nachdem sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, läutete mein Telefon.

Am anderen Ende des Drahtes war ein Kollege, der für mich ergründen sollte, wer das Medial Center leitete.

»Die Geschichte ist ziemlich verschleiert, Oberinspektor«, sagte der Beamte. »Die Räumlichkeiten gehören einem Bankenkonsortium. Eingemietet hat sich eine Vereinigung, deren Namen Asmedium lautet. Mehr konnte ich nicht herausbekommen. Wer hinter Asmedium steht, läßt sich nicht eruieren.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich und legte den Hörer in die Gabel. Asmedium.

Asmodinas Medium!

Da war der Name der Teufelstochter wieder. Verdammt, wie lange wollte sie mir das Leben noch saubermachen? Konnte ich denn nicht endlich einen Weg finden, sie zu vernichten? Ich hatte doch auch den Schwarzen Tod geschafft. Auch das hatte anfangs danach ausgesehen, als wäre es ein Ding der Unmöglichkeit. Aber dann war aus den letzten Seiten des Buches der grausamen Träume ein magischer Bumerang geworden, und mit dieser Waffe — sie war zur Zeit im Besitz von Dr. Tod — war es mir gelungen, meinen Supergegner zu besiegen.

Genau genommen war ich jedoch nur vom Regen in die Traufe gekommen, denn Asmodina hatte den Platz des Schwarzen Todes eingenommen, und der Ärger hatte nahtlos seine Fortsetzung gefunden.

Asmedium - eine Interessengemeinschaft, vor der man sich in acht nehmen mußte, denn sie führte garantiert nichts Gutes im Schilde. Mit irgendeinem schwarzmagischen Trick war es Asmedium gelungen, Astahoe aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu holen.

Der Schlüssel zu diesem Geheimnis befand sich im Medial Center, dem Suko und ich einen zweiten Besuch abstatten wollten. Wir waren für den Abend verabredet.

Doch zuvor wollte ich noch mit Pater Corrigan Kontakt aufnehmen, um in seinem schlauen Buch über Astahoe nachzulesen. Vielleicht befand sich darin ein Tip, wie man den Schrecklichen für alle Zeiten

vernichten konnte.
Ich rief die Nummer wieder an, die mir Glenda Perkins aufgeschrieben hatte. Eine Männerstimme meldete sich. Undeutlich. Ich konnte nicht verstehen, was der Knabe sagte.
»Ist Pater Corrigan bei Ihnen?« fragte ich.
»Wer spricht?«
»John Sinclair.«
»Einen Augenblick, Mr. Sinclair.« Kurze Pause. Dann hörte ich Corrigans Stimme.
»Sie haben sich aber gut versteckt«, sagte ich.
»Ich? Versteckt? Ist doch nicht wahr, Oberinspektor.«
»Jedenfalls konnten meine Kollegen Sie nicht ausfindig machen. Ich habe Sie suchen lassen, weil ich Sie bitten wollte, mich einen Blick in Ihr altes Buch werfen zu lassen.«
»Ich dachte mir, daß Sie diesen Wunsch haben, deshalb rief ich Sie an, Oberinspektor.«
»Wann darf ich zu Ihnen kommen?«
»Jederzeit.«
»Jetzt gleich?«
»Selbstverständlich.«
»Geben Sie mir Ihre Adresse.«
Er nannte mir seine Anschrift. Ich notierte sie und sagte: »Vielen Dank. In zwanzig Minuten bin ich bei Ihnen.« Dann legte ich auf. Einen Moment überlegte ich, ob ich Suko informieren sollte, ließ es dann aber bleiben, verließ mein Büro, teilte meiner Sekretärin mit, was ich vorhatte und war wenig später im Bentley unterwegs.
Die Gegend, in der Pater Corrigan zu Hause war, war mies. Alte Häuser. Schmale Gassen. Ein deprimierendes Viertel. Ich stoppte meinen Wagen und stieg aus. Etwa zweihundert Yards waren noch zu Fuß zurückzulegen. Ich setzte mich in Marsch. Da es keinen Gehsteig gab, mußte ich auf der Fahrbahn gehen. Corrigan wohnte anscheinend gern inmitten der ??? um sie besser kennenzulernen und dadurch effektiver helfen zu können.
Ich schritt tüchtig aus. Die Straße stieg leicht an und krümmte sich nach links. Hinter der Kurve sprang ein schwerer Motor an. Ich dachte mir nichts dabei. Noch nicht. Aber das sollte sich sehr schnell ändern. Der Lastwagen fuhr los. Er kam die Straße herunter. Ein mächtiges Ding, das genau zwischen die Häuser paßte. Wie der Kolben einer Pumpe. Ich blieb stehen. Der Lastwagen wurde merklich schneller. Der Motorenlärm dröhnte zwischen den Gebäudenfassaden.
Unverantwortlich, wie der Fahrer fuhr.
Fahrer? Saß da überhaupt jemand hinter der Frontscheibe? Ich konnte niemand sehen.
Verdammt, was sollte das denn werden? Es hatte den Anschein, als

wäre der Lastwagen vom Bösen beseelt worden, und hätte es nun auf mich abgesehen. Mit einem mal war mir klar, daß dieser Gedanke gar nicht so abwegig war. Ich wirbelte herum und ergriff die Flucht. Der Lkw donnerte hinter mir her. Er wurde immer schneller, erreichte eine Geschwindigkeit, die ich nicht erreichen konnte. Dadurch holte er ständig auf. Die Distanz zwischen meinem Rücken und der klobigen Stoßstange wurde immer geringer.

Ich lief, so schnell ich konnte.

Das Dröhnen saß mir im Nacken und brachte meinen Körper zum Vibrieren. Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Jetzt nur nicht stolpern, sonst bist du verloren, schoß es mir durch den Kopf.

Aber war ich das so nicht auch?

Würde mich der Lastwagen nicht auf jeden Fall erwischen? Vier Yards war er nur noch von mir entfernt. Meine Kehle war ausgetrocknet und schmerzte. Ich lief, lief, lief. Die Straße wurde kaum merklich breiter. Das war vielleicht die Rettung. Ich versuchte mein Glück. Atemlos warf, mich mich nach rechts. Keine Sekunde später hätte ich dies tun dürfen. Kaum prallte ich mit der Schulter gegen die Hauswand, da donnerte die Schnauze des Gefährts auch schon an mir vorbei.

Ich stieß mich von der Fassade ab.

Ein Sprung.

Meine Füße fanden Halt auf dem Trittbrett, während sich meine Hände am Rahmen des offenen Seitenfensters festhielten. Ich zog mich hoch und warf einen Blick in das Fahrerhaus. Es war leer. Meine Vermutung erwies sich als richtig. Die Macht des Bösen hatte den Lastwagen in Gang gesetzt und lenkte ihn. Der Hölle war so gut wie nichts unmöglich. Für sie gab es kein Hindernis. Die Gegenseite hatte versucht, mich auf diese Weise auszuschalten, aber ich hatte es gerade noch mal geschafft, dem Totengräber von der Schippe zu springen.

Der Wagen raste weiter. Er schien nicht mehr zum Stehen zu bringen zu sein. Irgendwie mußte es mir aber gelingen, sonst würden Menschen zu Schaden kommen. Ich hielt mich mit einer Hand fest, während ich mit der andern meine Jacke und das Hemd öffnete. Ich legte das Kreuz frei, das ich um den Hals trug. Wenn Mächte der Finsternis im Spiel waren, dann konnte ich sie mit meinem geweihten Silberkruzifix verscheuchen.

Ich wurde heftig auf dem Trittbrett durchgerüttelt.

Der Lastwagen schien mich abwerfen zu wollen.

Sobald ich das Kreuz freigelegt hatte, erwärmte es sich merklich. Ich nahm es ab und drückte es auf den Mittelpunkt des Lenkrades. Ein jaulendes Geheul ertönte. Ein schwefeliges Flirren war plötzlich in der Luft. Es stank nach faulen Eiern. Flämmchen schossen an mir vorbei. Brausend nahmen sie vor der Kraft des Guten, vor der Macht des

Lichts, Reißaus, und der Lastwagen wurde langsamer und blieb schließlich stehen.

Geschafft.

Ich atmete erleichtert auf und sprang vom Trittbrett. Die Falle, die für mich aufgebaut worden war, hatte nicht hingehauen.

Und wer hatte mich in diese öde Gegend gelockt?

Pater James Corrigan!

Ein falscher Fuffziger.

»Na warte!« knurrte ich. »Mit dir werde ich ein Hühnchen rupfen!«

Corrigan hatte mich hereingelegt. Ich glaubte nun nicht mehr, daß er ein Priester war.

Bestimmt lag ich nicht falsch, wenn ich annahm, daß er ein Handlanger des Bösen war.

Er wollte verhindern, daß ich mich weiter um meinen Fall kümmerte. Aber das hatte nicht so hingehauen, wie er sich das vorgestellt hatte, und nun kam wieder ich zum Zug.

Corrigan war ein Fehler unterlaufen. Ich hatte die Telefonnummer, unter der er zu erreichen war. Ich nahm an, daß ich ihn da finden würde. Die dazugehörige Adresse zu bekommen, stellte für mich keine Schwierigkeit dar.

Ein Anruf bei Scotland Yard genügte. Ich tätigte ihn in meinem Bentley, gleich nachdem ich eingestiegen war. Drei Minuten später erhielt ich die Anschrift. Es handelte sich um eine Kneipe in Soho.

Das war nicht weit.

Ich fuhr los.

Als ich kurz darauf die Kneipe betrat, merkte ich sofort, daß ich hier nicht willkommen war. Die Bude war so verraucht, daß alles in einem dicken blauen Dunst lag. Der Boden war dreckig. Stühle und Tische alt und wackelig. In einer gläsernen Vitrine lag altes Knabbergebäck. Die Gäste waren ähnlich gekleidet und schienen allesamt nichts von geregelter Arbeit zu halten. Einige Jährchen Zuchthaus, hätte man hier schon zusammengekriegt, wenn man gründlich gerechnet hätte.

»Was will denn der feine Pinkel da?« fragte ein bulliger Bursche.

»Ist'n richtiger Fremdkörper«, sagte der Mann, der neben ihm saß.

»Scheint sich ansehen zu wollen, wie die soziale Unterschicht lebt.«

»Ich mag solche Typen nicht. Messerscharfe Bügelfalte, und 'ne verächtliches Lächeln im Knopfloch. Der macht sich lustig über uns, merkt ihr das nicht?«

Die Kerle erhoben sich. Vier waren es. Einer so kräftig wie der andere. Da, sie sich bei der Arbeit nicht verausgabten, standen ihnen ihre Kräfte fürs Raufen zur Verfügung.

Ich wandte mich an den Wirt, einen kleinen Mann mit spiegelnder Glatze. »Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß ich unbehelligt bleibe, lass ich Ihre Kneipe schließen!«

»He! He! He! Was spuckst du denn für große Töne, Mann? Für wen hältst du dich denn? Für den Kaiser von China?« fragte mich einer der Gäste.

Der Wirt sagte nichts. Er stand nur da und glotzte mich an. Er gehörte zu den Menschen, die immer Angst haben. Er fürchtete mich und er fürchtete seine Gäste, die ihm die Bude zusammengeschlagen hätten, wenn er sie kariert angequatscht hätte. In seinem Gesicht las ich: Macht euch das doch gefälligst allein aus. Laßt mich raus aus der Sache.

Die Front rückte näher. »Es stinkt nach Herrenparfüm!« stänkerte einer der Kerle. »Du verpestest unsere Luft, du Tunte. Hau ab!«

Ich sah den Wirt an. »Ich suche James Corrigan.« Den Pater ließ ich weg. Der Mann trug nur die Kleidung eines Geistlichen, war jedoch nie im Leben einer. »Wo steckt er?«

»Corrigan?« fragte der Wirt unschuldig. »Kenne ich nicht.«

»Ich habe ihn hier angerufen«, sagte ich.

»Das muß ein Irrtum sein, Sir.«

»Vielleicht können wir ihm helfen«, sagte irgendwer von den Raufbolden. »Wenn er zu Corrigan will, werden wir ihn zu ihm bringen.«

Wie sie mich allerdings zu dem falschen Priester bringen wollten, das war nicht nach meinem Geschmack. Sie stürzten sich auf mich. Hände packten mich. Ich riß mich los und schlug mit der Faust zu. Ein Mann torkelte zwei Schritte zurück. Eine Faust streifte mein Gesicht, nachdem ich den Kopf hastig zurückgenommen hatte. Ich wehrte mich mit den Handkanten und teilte Karatetritte aus, mußte aber immer wieder schwere, zum Teil recht schmerzhafte Treffer einstecken.

Die Übermacht war zu groß. Sie umringte mich. Ich versuchte einen Ausbruch. Er mißlang. Jemand sichelte mir die Beine unter dem Körper weg. Ich fiel, riß im Fallen einen Gegner mit zu Boden, kam auf ihm zu liegen und schaltete ihn mit einem brettharten Schlag aus.

Aber da waren noch drei andere Schläger…

Sie gehörten garantiert zu Corrigans Freundeskreis. Vielleicht waren sie sogar Asmodinas Sympathisanten.

Auch das gibt es. Menschen, die sich dem Bösen verschrieben haben und niemals Gutes tun. Vielleicht hatte der falsche Pater sie dafür gewonnen.

Ich sah ein Gesicht über mir und schlug nach oben.

Es verschwand.

Ich kämpfte mich wieder auf die Beine. Die Schläger wollten mich fertigmachen. Ich hatte Mühe, ihre zahlreichen Angriffe abzuwehren.

Und plötzlich sah ich in der Faust des einen die Klinge eines Messers blitzen. Da war mir klar, daß sie ernst machen würden. Ich war gezwungen, das Feld zu räumen. Aber die Vordertür war von meinen

Gegnern blockiert. Also mußte ich hinten raus. Langsam zog ich mich zurück. Die Kerle folgten mir. Der Bursche mit dem Messer starrte mich haßerfüllt an.

»Du bist John Sinclair!« knurrte er. »Verdammt, wie hast du es geschafft, Corrigans Falle zu entkommen.«

Er wußte Bescheid, und da Corrigans Plan nicht funktioniert hatte, wollte er mich auf die althergebrachte Art fertigmachen lassen. Grimmig griff er an. Ich sprang zur Seite. Die Klinge verfehlte mich nur knapp. Ich versuchte den Mann mit der Handkante zu entwaffnen, aber da fiel mir ein anderer Gegner in den Arm. Er hielt mich fest und rief:

»Jetzt! Ich halte ihn! Stich zu! Mach ihn fertig, dieses Bullenschwein!«

Der Typ mit dem Messer nahm seine Chance sofort wahr. Er stürmte auf mich ein. Ich riß das rechte Bein hoch, stemmte es gegen seine Brust und stieß ihn zurück. Dann befreite ich mich von dem zweiten Kerl, wandte mich um und schlug aus der Drehung zu. Der Treffer saß genau. Der Mann fiel gegen eine Tür. Sie platzte auf. Der Kerl landete in der Toilette auf dem feuchten Boden. Ehe sich die Schläger erneut formieren konnten, hetzte ich zum Hinterausgang, stieß die Tür auf und jagte durch den Hinterhof.

Die Meute folgte mir.

Sie wollten Corrigan einen Gefallen tun und mich erledigen. Aber ich war schnell. Zu schnell für sie.

Wenn einer den Tod im Nacken hat, dann ist er imstande, Spitzenleistungen zu erbringen.

Mit einer Geschwindigkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, überkletterte ich eine Mauer Dahinter lag eine schmale Gasse. Ich hastete sie entlang.

Die Schläger folgten mir, aber sie fielen zurück. Ich hörte sie keuchen und fluchen. Ich bog um die Ecke, forcierte mein Tempo, erreichte eine Querstraße und verschwand in dieser. Zwischen Müllcontainern versteckte ich mich. Ich hörte die Verfolger kommen.

Aber sie liefen nicht auf mein Versteck zu, sondern daran vorbei. Fünf Minuten rührte ich mich nicht. Als ich mich dann wieder blicken ließ, waren die Kerle nicht mehr zu sehen.

Vielleicht suchten sie mich.

Aber es sah nicht mehr danach aus, als ob sie mich auch finden würden.

Erleichtert kehrte ich zu meinem Wagen zurück. Zunächst fuhr ich los. Dann setzte ich mich mit Scotland Yard in Verbindung und meldete den. Vorfall. Man versicherte mir, sofort zwei Streifenwagen loszuschicken, die die Kneipe ausheben würden. Die Burschen würden ihr Fett kriegen, dafür wollte ich sorgen.

Ein Blick auf die Armaturenbrettuhr sagte mir, daß es Zeit war, den mit Suko vereinbarten Treffpunkt anzusteuern. Er wollte da mit seiner Harley Davidson eintreffen.

Ich war pünktlich zur Stelle. Der Chinese jedoch nicht. Ich wartete zehn Minuten. Suko tauchte nicht auf. Das war reichlich ungewöhnlich für ihn.

Normalerweise konnte man nach ihm die Uhr stellen. Ich rief bei ihm zu Hause an.

Niemand hob ab. Allmählich stieg ein komisches Gefühl in mir hoch über meiner Nasenwurzel entstand eine V-Falte. Ich betrachtete mich im Rückspiegel des Bentley und stellte fest, daß ich großes Glück gehabt hatte.

Das Zusammentreffen mit den Schlägern hatte kaum Spuren in meinem Gesicht hinterlassen. Dafür schmerzten mich die Rippen und die Fäuste. Aber das war halb so schlimm. Wenn es nach dem Willen der Ganoven gegangen wäre, hätte mir überhaupt nichts mehr weh getan. Ich wäre bereits tot gewesen.

Ich beschloß, noch weitere fünf Minuten auf Suko zu warten.

Die Zeit vertickte, und ich machte mir Sorgen um den Freund. Er tauchte nicht auf. Das bedeutete für mich, daß er verhindert war…

***

Irgendwann war Suko wieder zu sich gekommen. Er hatte keine Ahnung gehabt, wie lange seine Ohnmacht gedauert hatte. Sein Denkapparat kam langsam wieder in Gang, und er merkte, daß man ihn an Händen und Füßen gefesselt hatte. Damit wollte sich der Chinese nicht einfach abfinden. Er versuchte die Fesseln zu sprengen, schaffte es jedoch nicht.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen gab er auf.

Dunkelheit umfing ihn. Er wußte nicht, wo er war, glaubte aber zu wissen, was ihm bevorstand: Eine Bewegung mit Astahoe dem Schrecklichen. Keine schönen Aussichten waren das. Suko dachte an John Sinclair. Er wäre mit ihm verabredet gewesen.

Gemeinsam hatten sie das Medial Center aufsuchen wollen. Nun mußte John allein hingehen. Suko hätte viel darum gegeben, wenn er den Freund hätte begleiten können.

Schritte.

Ein schwerer Eisenriegel wurde zur Seite gezogen. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

Licht flammte auf. Es war so grell, daß es Suko in den Augen schmerzte. Er schloß sie.

»Ich weiß, daß du nicht mehr ohnmächtig bist!« sagte jemand.

Der Chinese öffnete die Augen und sah einen Geistlichen!

Pater James Corrigan. Suko wußte sofort, wen er vor sich hatte. John

Sinclair hatte ihm den Mann beschrieben.
»Warum wurde ich gekidnappt?« fragte der Chinese schroff.
»In erste Linie, weil du John Sinclairs Partner bist. In zweiter Linie, weil du die Absicht hattest, dich mit Astahoe anzulegen!«
»Wo bin ich?«
»Im Keller des Medial Center. In Kürze wird eine großartige Horrorshow über die Bühne gehen. Du wirst Astahoe, den Schrecklichen sehen. Er wird dich zu seinem Kämpen machen. Du wirst zum Zombie werden und falls John Sinclair wider Erwarten noch nicht das Zeitliche gesegnet hat deinen Freund töten.«
»Was treibt ihr in diesem Center?«
»Wir reisen in die Vergangenheit. Sie birgt eine Menge Grauen und Schrecken in sich. Wir holen es in die Gegenwart.«
»Wie macht ihr das?«
»Unter gewissen Voraussetzungen und mit Asmodinas Unterstützung ist das nicht allzu schwierig. Wir benötigten lediglich ein Medium, das in der, Seele rein ist.«
»Deshalb inseriert ihr.«
»Sehr richtig«, sagte Corrigan. »Habt ihr ein solches Medium gefunden?«
»Natürlich.« Corrigan grinste. »Ein außergewöhnliches Talent. Es verkörpert das Gute, während ich das Böse repräsentiere. Während einer Séance gehen wir eine Verbindung ein, die für Astahoe zur Brücke wird, über die er vom Jenseits ins Diesseits gelangen kann.«
»Wie oft war Astahoe schon in der Gegenwart?« erkundigte sich Suko.
»Leider erst einmal.«
»Gestern.«
»Ja«, sagte Corrigan. »Unser Medium hat es geschafft, ihn eine volle Stunde lang im Diesseits zu halten.«
»In dieser Zeit hat er zwei Menschen zu Zombies gemacht«, sagte Suko.
»So ist es«, bestätigte Corrigan.
»Und dann?«
»Dann verließen unser. Medium die Kräfte, und Astahoe mußte ins Jenseits zurückkehren.«
Suko erinnerte sich an John Sinclairs Worte. Der Freund hatte im Park auf den grausamen Ritter gewartet, hatte bereits auf ihn angelegt gehabt, doch bevor er den vernichtenden Schuß abfeuern konnte, hatte sich Astahoe der Schreckliche aufgelöst.
Nun wußte Suko, warum. Weil das Medium den Horrorreiter nicht mehr länger in der Gegenwart halten konnte.
»Heute«, sagte Corrigan stolz, »werden wir Astahoe wiedersehen.«
»Er wird wieder Menschen töten.«

»Ja. Zunächst dich, Chinese.« Corrigan grinste. »Bereite dich auf den Tod vor. Aber es wird keine endgültige Sache sein. Du wirst dich nachher wieder erheben und auf unserer Seite stehen.«
Suko rieselte es eiskalt über, den Rücken.

***

Ich erreichte das Medial Center gegen zwanzig Uhr dreißig. Eine Vielzahl von Gedanken beschäftigte mich. Meine Sorge um Suko wucherte in mir. Ich hätte zu gern gewußt, weshalb mein Freund die Verabredung nicht eingehalten hatte. Vor dem Abgang, der zum Hörsaal hinunterführte, stand ein Tisch. Ein Mann stand dahinter. Er hatte denselben gütigen Blick wie Pater Corrigan. Aber ich fiel darauf nicht mehr herein. Ich konnte mit Sicherheit davon ausgehen, daß auch dieser Mann zu Asmodinas Clique gehörte.
Ich kaufte eine Gastkarte.
»Zum erstenmal hier?« erkundigte sich der Mann freundlich.
»Ja«, log ich, und eigentlich war es auch wiederum nicht gelogen, denn offiziell war ich ja wirklich zum erstenmal hier. Mein anderer Besuch - der mit Suko - war eine Angelegenheit, die ich vorläufig noch verschweigen mußte.
»Weshalb sind Sie zu uns gekommen, Sir?« wollte der Mann wissen.
»Aus reiner Neugier.«
»Hat unsere Annonce Sie veranlaßt…?«
»Ja.«
»Heute abend führen wir keine Medial-Tests durch. Dafür werden Sie aber die Demonstration eines überaus begabten Mediums erleben.«
Ich grinste. »Ich bin gespannt wie ein Regenschirm«
»Das dürfen Sie sein. Ich verspreche Ihnen, daß Sie voll auf Ihre Kosten kommen werden.«
»Das hoffe ich.«
»Sie werden Dinge sehen und erleben, die Sie für unmöglich halten. Sie werden mit unserem hypersensiblen Medium eine Reise in die Vergangenheit antreten, von der Sie sehr beeindruckt sein werden. Dieses Erlebnis wird Sie in seinen Bann schlagen, wird Sie fesseln, wird nachhaltig in Ihnen bleiben. Ich versichere Ihnen, daß Sie das, was Sie heute Abend sehen werden, nie mehr vergessen.«
Ich lachte. »Sie verstehen es, einen neugierig zu machen.«
»Ich habe mit keinem Wort übertrieben.«
»Na, dann wollen wir mal«, sagte ich und stieg die Stufen hinunter.
Etwa fünfzehn Personen waren bereits anwesend. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre. Die Leute redeten kaum miteinander, und wenn, dann flüsterten sie. Ich blickte mich mißtrauisch um. Hatte Asmodina neue Todesengel hierher gesandt?
Wachen, die im verborgenen darauf achteten, daß hier alles glatt

ging.

Die erste Reihe war nur von zwei Personen besetzt - von einem Mädchen und einem jungen Mann. Die beiden musterten mich kurz, als ich neben ihnen Platz nahm. Ich lächelte sie freundlich an. Von einer Strahlung des Bösen war im Moment nichts zu spüren, aber ich war sicher, daß sich das noch ändern würde. Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu. Was immer in diesem Center für ein Hokuspokus lief, es hatte Asmodina ihre Hand dabei im Spiel.

Ob sie wußte, daß ich hier war? Ich hoffte nicht.

Vor uns stand ein Sessel. Schwarz. Breit. Bequem. Dahinter befand sich die Leinwand.

Und hinter der Leinwand… Vermutlich hatten die Anwesenden keine Ahnung, was hinter der Leinwand war, wie es dort aussah. Aber ich wußte Bescheid. In dieser elektronischen Hexenküche würde jemand sämtliche Register ziehen, um uns zu verblüffen. Ich war neugierig, was auf uns zukommen würde, und ich hoffte auf eine Begegnung mit Astahoe dem Schrecklichen.

Punkt einundzwanzig Uhr ging es los.

Aus verborgenen Lautsprechern kam ein leises Knacken. Sofort war es mucksmäuschenstill im Hörsaal. Oben wurde die Tür geschlossen, und das Licht wurde schwächer. Bald waren wir in einen unwirklichen Dämmerschein eingehüllt. Musik erklang. Leise. Getragen. Klänge, die den Geist umschmeichelten und ihn einlullten, die dafür sorgten, daß man sich entspannte.

Hinter der Leinwand flammte ein starker Scheinwerfer auf. Ein Mann saß vor dieser Lichtquelle. Wir alle sahen seine Silhouette. Er begrüßte uns mit den Worten: »Ich heiße Sie alle in unserem Medial Center im Namen von Asmedium herzlich willkommen…«

Mir rieselten Schauer über die Wirbelsäule. Ich kannte diese Stimme. Sie gehörte dem falschen Pater James Corrigan!

***

Er redete salbungsvoll und sprach davon, daß es Asmedium gelungen sei, einen alten Traum der Menschheit wahr werden zu lassen. »Sie alle«, sagte er, »werden mit unserem Medium nun eine faszinierende Reise in die Vergangenheit antreten. Diejenigen, die gestern abend hier waren, wissen, wovon ich spreche, und diejenigen, die heute neu hinzugekommen sind, werden vor Staunen den Mund zu schließen vergessen. Sind Sie bereit? Wagen Sie mit unserem Medium den Schritt zurück? Dann darf ich. Sie, verehrte Miß Glynis Dirk, nun bitten, in unserem Mediationssessel Platz zu nehmen.«

Das Mädchen neben mir erhob sich. Ihr Freund lächelte sie stolz an. Er nickte und sagte:

»Nur Mut.«

Sie ging zögernd zu dem schwarzen Sessel. Ich beobachtete zwei Männer, die auf sie zueilten, sobald sie sich gesetzt hatte. Dünne Drähte wurden an ihrer Schläfe befestigt.

Dann verschwanden die Männer wieder. Das Dämmerlicht erlosch. Auch das Licht hinter der Leinwand wurde abgeschaltet. Für wenige Sekunden herrschte undurchdringliche Dunkelheit. Es war beklemmend. Aus den Lautsprechern klang das Atmen des Mediums.

Die Musik wurde schwächer und verstummte schließlich.

»Hören Sie mich?« fragte Corrigan. »Verstehen Sie, was ich sage, Miß Dirk?«

»Ja«, flüsterte das Medium.

»Lehnen Sie sich bequem zurück. Entspannen Sie sich. Schalten Sie ab. Denken Sie an nichts. An gar nichts. Nur an die bevorstehende Reise…«

Monoton redete Corrigan so lange auf das Mädchen ein, bis es in Trance verfiel. Ein Punktscheinwerfer erfaßte das Gesicht des Mediums. Glynis Dirk saß mit offenen Augen da. Aber sie war nicht mehr bei Bewußtsein. Corrigan begann ihren Geist zu manipulieren. Ihre Gehirnströme wurden auf der Leinwand in Form von gewellten Linien sichtbar.

»Glynis«, sagte Corrigan eindringlich.

»Ja«, hauchte das Mädchen.

»Zeigen Sie uns Ihre Gedanken Lassen Sie sie uns sehen. Wir wollen alle Anteil haben an Ihrem Weg zurück.«

»Ja«, flüsterte das Medium.

Die welligen Linien vermehrten sich, streckten sich, wurden zu geraden Zeilen, die mich unwillkürlich an den Bildschirm eines Fernsehapparates erinnerten. Glynis Dirks Atem ging schwer. Auf der Leinwand setzte ein Flimmern ein. Es zitterte und zuckte. Seltsame Geräusche drangen aus den Lautsprechern. Meine Spannung wuchs. Noch war nichts auf der Leinwand zu erkennen, aber das, was wir sahen, war fortwährend in Bewegung, veränderte sich ständig.

Und dann züngelten Flammen hoch.

Flammen, wie ich sie gesehen hatte, als ich das Böse mit meinem Kruzifix aus dem Laster vertrieb…

Sie zischten an zwei Seiten hoch und umrahmten ein schwarzes Oval, in das allmählich Farbe kam. Es überzog sich mit einem rosigen Schimmer, während die Flammen erstarrten und zu Haaren wurden. Aus dem Oval wurde ein Gesicht, und Augenblicke später hatte ich ein Antlitz vor mir, das mir nicht nur bestens bekannt war, sondern das ich auch wie kaum etwas anderes haßte.

Auf der Leinwand — riesengroß — war der Kopf von Asmodina, der Teufelstochter erschienen!

Das gehörnte Weib starrte uns triumphierend an. Bosheit und

Gemeinheit waren in ihrem stechenden Blick. Ich spürte, daß sie auf uns Einfluß nehmen wollte, glaubte zu bemerken, wie sie mein Urteilsvermögen zu lähmen versuchte. Wenn sie das geschafft hätte, hätte ich Gut und Böse nicht mehr voneinander unterscheiden können. Aber dieses elende Spiel konnte sie mit mir nicht treiben. Ich riß mein Hemd auf. Sobald mein Kruzifix sichtbar wurde, knisterte die Luft vor mir, und Asmodinas gefährlicher Einfluß prallte wirkungslos an mir ab. Aber alle anderen Anwesenden traf er voll.

Ich fragte mich, ob die Teufelstochter in Glynis Dirk steckte.

Möglich wäre das durchaus gewesen, aber ich hoffte, daß dies nicht der Fall war. Die Erscheinung auf der Leinwand sagte kein Wort. Die Einflussnahme spielte sich auf telepathischer Ebene ab. Sobald Asmodina die Anwesenden in ihren Bann geschlagen hatte, löste sich ihr Gesicht in trübe Nebelschlieren auf, die von der Leinwand verschwanden.

Und dann ging Glynis Dirks Geist auf die Reise.

Er setzte sich in die Vergangenheit ab, projizierte die einzelnen Epochen beeindruckend auf die Leinwand. Viele Dinge, die man uns im Geschichtsunterricht erzählt hatte, wurden sichtbar.

Weiter, immer weiter ging der Geist des Mediums zurück.

Tiefer, immer tiefer stieg er in die Vergangenheit hinab. Bis ins zwölfte Jahrhundert, in die Zeit, in der Astahoe der Schreckliche gelebt hatte. Wir sahen Schlachten. Grauenvolle Szenen, Astahoes Kämpen töteten ihre Feinde mit einer solchen Lust, daß ich davon angewidert war.

Der Ort des Kampfes war bald mit Leichen übersät. Die Toten wurden zu Skeletten. Das Fleisch fiel von ihren Knochen. Bleiche Gerippe lagen auf dem Boden, der vom Widerschein eines Höllenfeuers rot beleuchtet war.

Und dann sah ich ihn wieder.

Astahoe!

Aufrecht saß er auf seinem Rappen und ritt geradewegs auf uns zu…

***

Ich stand auf. Niemand nahm von mir Notiz. Alle verfolgten gebannt das Schauspiel auf der Leinwand. Ich schlich auf die Tür zu, durch die man in den hinter der Leinwand liegenden Raum gelangte. Corrigan hielt sich da auf. Ihn wollte ich aufsuchen. Er würde mir einige Fragen beantworten müssen. Daß es das Buch, von dem er mir erzählt hatte, gar nicht gab, davon war ich inzwischen überzeugt. Was Corrigan von Astahoe dem Schrecklichen wußte, wußte er garantiert von Asmodina.

Ich öffnete die Tür.

Corrigan bediente Regler und Hebel.

Als ich eintrat, drehte er sich um und grinste mich an. Er war nicht

einmal erstaunt, mich wiederzusehen. Daß es mit seiner Falle nicht hingehauen hatte, schienen ihm seine Soho-Freunde berichtet zu haben. Er ließ die Finger von dem elektronischen Spielzeug. Es funktionierte auch ohne ihn. Langsam erhob er sich und sagte: »Ich habe Sie erwartet, Mr. Sinclair.«

»Warum verstecken Sie sich hinter dieser Kutte? Sie sind kein Pater, Corrigan.«

»Da haben Sie recht, aber man kann seine Mitmenschen damit so hervorragend täuschen. Auf eine Kutte fallen alle rein. Sogar Sie, Sinclair.«

»Ich hege ernste Zweifel, daß Sie überhaupt ein Mensch sind!« knurrte ich. »Was für eine Rolle haben Sie in Asmodinas Spiel übernommen?«

»Ich verkörpere das Böse.« Grinsend erklärte er mir, wie es funktionierte, Astahoe vom Jenseits ins Diesseits zu holen. Sie mißbrauchten dazu Glynis Dirk. »Sie ist der Pluspol, wenn Sie so wollen«, sagte Corrigan. »Und ich bin der Minuspol. Doch: es gelang mir, einen Teil von mir in das Medium zu verpflanzen. Sie kann auch schon selbständig arbeiten, denn ihr Geist ist bereits von beiden Komponenten beherrscht. Dadurch ist sie kräftiger geworden. Sie wird Atahoe täglich länger im Diesseits halten können, und eines Tages wird der Schreckliche nicht mehr in die Vergangenheit zurück müssen. Ein Heer von Zombies wird ihn begleiten. Das Grauen wird in London Einzug halten. Ist das nicht ein Alptraum für dich, Sinclair?«

»Doch. Aber ich habe es gestern nacht schon mal gesagt: Ich werde Astahoe stoppen?«

»So?« höhnte Corrigan. »Wie denn? Womit denn? Du wirst sterben, John Sinclair Und zwar noch bevor Astahoe in der Gegenwart eintrifft! Ich werde dich töten. Und du wirst gleichzeitig als erster Mensch zu sehen kriegen, wie ich wirklich aussehe. Rechne dir das als Ehre an!«

Corrigans Leib blies sich plötzlich auf. Er wurde dick und immer dicker, und in der nächsten Sekunde platzte alles von ihm ab, was an ihm menschlich gewesen war.

Vor mir stand ein grauenerregendes Wesen.

Ein Monster mit glitschiger Haut, qualligen Augen und dürren Krallenhänden. Die Gestalt des Geistlichen war für dieses Scheusal eine hervorragende Tarnung gewesen.

Das, was aus Corrigan geworden war, griff mich an. Ich zog meinen geweihten Silberdolch und nahm blitzschnell mein Kruzifix zur Hand. Das Monster fauchte. Es versuchte mein Kreuz, das ich ihm entgegenhielt, zu unterlaufen. Ich schlug nach ihm.

Das Wesen hatte Mühe, vom Kreuz nicht getroffen zu werden. Es schnellte herum, stemmte sich von der Wand ab und attackierte mich

von der Seite.
Mein Dolch schnitt von oben nach unten durch die Luft.
Die Klinge traf.
Zwei Krallen fielen auf den Boden. Aufbrüllend riß das Ungeheuer seinen Arm zurück.
Es erkannte, daß es sich zuviel zugemutet hatte, und unterließ es, mich erneut zu attackieren. Nun war ich dran. Langsam näherte ich mich dem Wesen.
Es fauchte und schnaubte. Geifer rann ihm aus dem ekeligen Maul. Seine qualligen Augen starrten mich haßlodernd an. Ich trieb ihn in die Enge. Er sah sich gezwungen, mich wieder anzufallen.
Als er sich auf mich zukatapultierte, empfing ich ihn mit dem Kreuz. Ich rammte es gegen seinen glitschigen Leib. Er brüllte vor Schmerz und wand sich. Ich preßte ihm das Kreuz an einigen weiteren Stellen gegen den Körper. Das hielt er nicht aus.
Er vollführte einen irren Tanz, spuckte schwarzes Dämonenblut aus, wankte und torkelte.
Abermals attackierte ich ihn mit dem Kruzifix. Er brach röchelnd zusammen.
Ich ließ ihm nicht die geringste Chance.
Kaum lag er auf dem Boden, da warf ich mich auf ihn und tötete ihn mit dem Dolch. Das reichte. Sein Körper fing zu dampfen an. Die Haut warf grün schillernde Blasen. Sie zerplatzten mit einem widerlichen Geräusch, und das Monster löste sich mehr und mehr auf.
Diese Hürde war genommen.
Aber ich hatte mein Ziel noch lange nicht erreicht.
Hastig kehrte ich in den Hörsaal zurück. Das Gebrüll des Monsters hatte niemand mitgekriegt. Ich warf einen Blick auf die Leinwand und sah Astahoe den Schrecklichen.
Er war da.
Und nicht nur das.
Glynis Dirk holte ihn soeben von der Leinwand herunter. Der unheimliche Ritter löste sich davon, war nicht mehr länger ein projiziertes Bild, ein Gedanke, sondern grauenerregende Realität.
Was tun?
Für einen Moment dachte ich, ich würde richtig handeln, wenn ich Glynis Dirk aus der Trance riß, aber dann wurde mir klar, daß ich Astahoe auf diese Weise nur für diesmal zum Verschwinden gebracht hätte. Er hätte morgen schon erneut aus dem Jenseits ins Diesseits geholt werden können. Nein, ich mußte die Wurzel des Übels bekämpfen Nur wenn ich Astahoe den Schrecklichen vernichtete, konnte ihn keiner mehr in die Gegenwart holen!
Die Hufe des Rappen hämmerten auf den Boden des Hörsaals. Ein zweiter Punktstrahler flammte auf, und in derselben Sekunde zog sich

meine Kopfhaut schmerzhaft zusammen, denn ich sah meinen Freund Suko wieder.

Der Chinese war an einen Pfahl gebunden, und Astahoe näherte sich ihm, um ihm mit seiner verdammten Sense das Leben zu nehmen!

***

Mir brach der kalte Schweiß aus allen Poren. Suko durfte nicht zum Zombie werden.

Mein Blick streifte die Menschen im Hörsaal. Niemandem machte es etwas aus, daß der unheimliche Ritter den Chinesen töten wollte. Dafür hatte Asmodina gesorgt. Vielleicht würden sich diese Leute später, wenn Asmodina sie aus ihrem Bann entließ, an die Bluttat nicht mehr erinnern. Es gab so gut wie nichts, was die Teufelstochter nicht inszenieren konnte, und sie erfand immer wieder neue Gemeinheiten.

Suko blickte dem grausamen Ritter starr entgegen. Die Stricke hielten ihn fest. Er konnte sich nicht bewegen.

Langsam näherte sich ihm der Schreckliche.

Ich startete.

Astahoe kehrte mir den Rücken zu. Er hielt seine Sense mit den Knochenhänden. Gleich würde er zum tödlichen Schlag ausholen. Dann war Suko verloren. Ich mußte den Sensenstreich verhindern.

Aber schaffte ich das noch?

Drei Yards war ich noch von Astahoe entfernt, als die Sense durch die Luft surrte. Ich hechtete vorwärts. Das geweihte Silberkreuz hielt ich in der Linken. Ich streckte mich.

Das Kruzifix berührte die Kruppe des Rappen.

Das Tier wieherte entsetzt auf. Es stieg hoch. Der Ritter hatte Mühe, im Sattel zu bleiben.

Seine Rüstung klirrte und klapperte. Der Hieb mit der Sense war eine Handbreit über Sukos Kopf drübergerast.

Astahoe riß sein Pferd herum.

Er starrte mich mit seinen leeren Augenhöhlen an.

Ich hielt ihm das Kreuz entgegen. Er ließ sein Pferd hochsteigen, und das Tier hämmerte mir seine Hufe gegen die Brust. Ich fiel zu Boden. Der Rappe wollte mich tottrampeln.

Ich wälzte mich von ihm weg und kam wieder auf die Beine.

Da schwang der Schreckliche schon wieder seine Sense.

Diesmal sollte sie mich treffen. Es war ihm egal, wer von uns beiden zuerst zum Untoten wurde — Suko oder ich. Hauptsache, wir wurden beide zu Zombies. Wir hätten vermutlich einen Ehrenplatz in seiner Truppe erhalten. Aber darauf konnten wir verzichten.

Waagrecht schnitt die Sense heran.

Ich ging im richtigen Moment in die Hocke. Die gefährliche Waffe

verfehlte mich.

Astahoe rechnete mit einer Attacke meinerseits, doch ich jagte an seinem Pferd vorbei und auf Suko zu, denn solange er gefesselt war, hing sein Leben an einem seidenen Faden.

»Bist du okay?« keuchte ich, als ich meinen Freund erreichte.

»Der Kopf ist noch dran. Aber nicht mehr lange, wenn du dich nicht beeilst.«

Ich schnitt den ersten Strick durch.

»John!« preßte im selben Moment Suko hervor. Ich wußte, daß es eine Warnung war, und reagierte sofort. Schwungvoll drehte ich mich um und stieß das Kruzifix in die Richtung unseres Gegners. Das geweihte Silber traf den Körper des Rappen. Glutrot brannte sich das Kreuz in das Fell des Tieres. Es schlug aus und sprang zur Seite.

Ich widmete mich sofort wieder den Fesseln meine Freundes.

Ein Schnitt, noch ein Schnitt Suko dehnte seine massigen Muskeln, und gleich darauf fielen die Fesseln von ihm ab. Er war frei und konnte sich am Kampf gegen den wütenden Astahoe beteiligen.

Der Ritter schwang seine Sense. Er ließ sie über seinen Totenschädel rotieren. Er hatte darin eine unglaubliche Fertigkeit. Wir waren gezwungen, zurückzuweichen.

Suko griff nach seiner Dämonenpeitsche.

Er drehte sie einmal. Sofort schnellten die drei Riemen aus dem Griff. Es war noch nicht zu erkennen, wen sich Astahoe zuerst vornehmen würde. Suko? Mich? Wir spritzten auseinander, wollten ihn von den Flanken angreifen.

Suko ließ seine Peitsche zischen. Die Riemen klatschten gegen den Bauch des Rappen und rissen das Tier nieder. Astahoe flog aus dem Sattel. Rasselnd und klappernd landete der unheimliche Ritter auf dem Boden.

Das schwarze Pferd versuchte sich noch einmal zu erheben, aber da schlug Suko noch einmal zu, und das Tier löste sich auf.

Indessen attackierte ich Astahoe.

Der Horrorritter kam schwerfällig auf die Beine. Ein Ritter, der nicht mehr auf seinem Pferd saß, war in seiner schweren Rüstung gehandikapt. Diesen Umstand wollte ich mir zunutze machen, aber ich hätte des Guten beinahe zuviel getan.

Astahoe der Schreckliche war schneller auf den Beinen, als ich ihn erreichte, und er empfing mich mit seiner zum Schlag erhobenen Sense. Er hatte damit eine große Reichweite. Kaum befand ich mich in ihrem Radius, da schlug der Skelettritter auch schon zu.

***

Ich stoppte und wippte zurück. Es war Millimeterarbeit.

Viel hätte nicht gefehlt, und ich wäre zu Astahoes Kämpen geworden.

Rasselnd stampfte er zwei Schritte vorwärts. Ich sprang ihm entgegen. Mit beiden Händen packte ich den Sensenstiel, und dann kämpften wir verbissen um die Waffe.

Sein Totenschädel, der mir ganz nahe war, verströmte eine unangenehme Kälte. Aus dem Mund des Knochenmannes stieg ein fauliger Modergeruch.

Wie ein Tanzpaar drehten wir uns im Kreis.

Er war nur noch halb so gefährlich, - wenn ich ihm die Sense wegnahm, deshalb mußte ich die Waffe haben.

Er wollte mich abschütteln, doch ich ließ nicht los. Wir drehten uns mehrmals um eine unsichtbare Achse.

Ich versuchte ihn zu Fall zu bringen.

Es klappte nicht. Der rasselnde und klappernde Ritter rammte mich hart gegen die Wand.

Suko wollte mit der Dämonenpeitsche einschreiten, doch er befürchtete, mich damit zu treffen.

Ich ließ den Sensenstiel kurz los und setzte meinen Dolch gegen den schrecklichen Ritter ein. Das geweihte. Silber schrammte über das Blech der Rüstung, fand keine Möglichkeit, einzudringen, glitt ab und fiel zu Boden.

Aber ich hatte noch mein Kreuz.

Als ich es ihm in die Knochenvisage stoßen wollte, wich er blitzartig zurück. Ich setzte nach. Mein Kruzifix streifte seine Skeletthand. Er stieß einen markerschütternden Schrei aus.

Ich schlug mit dem Kruzifix noch einmal zu.

Abermals brüllte Astahoe der Schreckliche auf, und es war ihm nicht mehr möglich, die Sense zu halten.

Sie fiel mir in die Hände.

Ich wußte, was ich tun mußte. Astahoe der Schreckliche wich klappernd vor mir zurück.

Ich holte mit seiner Sense aus. Schwer war die Waffe. Ich brauchte viel Kraft, um sie waagrecht durch die Luft bewegen zu können.

Suko stand gebannt da.

Er wartete mit der Dämonenpeitsche in der Hand. Sollte mein Streich den Horrorritter verfehlen, würde der Chinese zur Stelle sein.

Astahoe hatte keine Chance mehr. Und er wußte das auch.

Ich legte meine ganze Kraft in den tödlichen Streich. Lange genug hatte ich auf diesen Moment warten müssen. Jetzt war er endlich gekommen. Endlich! Blitzend fegte die scharfe, gebogene Klinge auf den unheimlichen Ritter zu. Astahoe wollte sich zur Seite werfen, doch er war mit seiner Reaktion zu spät dran.

Die eigene Waffe traf ihn.

Und zwar da, wo der Knochenhals aus der Rüstung ragte.

Ein knirschendes Geräusch.

Die Sense hieb durch den Knochen, und Astahoes Totenschädel löste sich. Wie ein Ball flog er durch die Luft, drehte sich immerzu, bis er auf dem Boden aufschlug, noch einmal kurz hochhüpfte und dann liegenblieb.

Kopflos stand der Ritter vor mir. Ein heftiges Zittern ging durch seinen Körper. Er wankte, machte einige unsichere Schritte auf mich zu. Seine Knochenhände streckten sich mir entgegen.

Er wollte mir die skelettierten Finger um den Hals legen.

Bevor es dazu kam, schlug Suko mit der Dämonenpeitsche zu. Der Kopf, der vier Yards entfernt lag, brüllte auf.

Es bestand noch eine Verbindung zwischen dem Ritter und seinem Schädel. Diese trennte Suko, indem er die Riemen der Peitsche auch auf den Kopf des Unheimlichen klatschen ließ.

Das reichte dann.

Die Rüstung brach scheppernd zusammen. Flammen schlugen aus ihr hervor. Sie löste sich in ihre Bestandteile auf, und dunkelgrauer Staub rieselte aus ihr heraus. Ich spürte eine enorme Hitze in meinen Händen und war gezwungen, die Sense fallen zulassen. Sie zersplitterte und wurde zur Asche.

Auch der Knochenschädel des Schrecklichen blieb nicht ganz. Er wurde brüchig.

Feuerzungen leckten aus den Augenhöhlen.

Sie tanzten und züngelten auf dem Schädel, bis er auseinanderfiel und zu unansehnlichem Staub wurde.

Astahoe, der Schreckliche existierte nicht mehr. Es gab ihn weder im Diesseits noch im Jenseits mehr. Wir hatten ihn ausgelöscht und Asmodina einmal mehr einen Strich durch ihre hinterhältige Rechnung gemacht.

An dieser Schlappe würde sie nagen!

***

Das Gesicht der Teufelstochter erschien noch einmal auf der Leinwand. Asmodina starrte mich wild an. »Sinclair!« schrie sie, und ihre Stimme schmerzte mich in den Ohren. »Du hast es wieder mal geschafft, aber eines Tages wird deine Pechsträhne kommen, und dann wirst du zur Hölle fahren! Und ich, Asmodina, werde dich dorthin begleiten!«

Ich antwortete nicht, sondern handelte. Die Tochter des Teufels hatte Corrigan, die Verkörperung des Bösen, und Astahoe den Schrecklichen verloren, und nun wollte ich sie aus diesem Hörsaal vertreiben. Ich wußte, wie ich das anstellen mußte.

Mit wenigen Schritten war ich bei Glynis Dirk, dem Medium, das sich in Trance befand, und dessen Geist diese Bilder auf die Leinwand projizierte. Asmodina sprach zu mir durch dieses Mädchen.

Wenn ich dem Spuk auf der Leinwand ein Ende bereiten wollte, mußte ich mich um das Medium kümmern, denn diese war — ohne es zu wissen — schuld daran. Suko hielt sich im Hintergrund. Ich erreichte Glynis. Asmodina beschimpfte mich unflätig. Sie verfluchte mich. Ich hörte nicht auf sie. Sie wollte mir mit schwarzmagischen Fallen ein Bein stellen, doch mein Kruzifix zersplitterte jedes Hindernis, das mir die Teufelstochter vor die Füße warf.

Glynis nahm mich nichtwahr.

Sie saß mit offenen Augen vor mir und stierte ins Leere. Ich näherte mich ihr mit dem Kreuz. Eine ungeheure Spannung baute sich zwischen ihrem Gesicht und meiner Hand, die das Kruzifix hielt, auf. Es war so ähnlich, wie wenn man zwei gleiche Magnetpole zusammenbringen möchte. Es ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ich mußte es schaffen. Meine ganze Kraft mußte ich dazu aufwenden, um den unsichtbaren Widerstand überwinden zu können.

Das Kreuz berührte die Stirn des Mediums.

Glynis Dirk zuckte wie unter einem heftigen Stromstoß zusammen.

Und Asmodina wurde auf der Leinwand zur geifernden Furie. Sie kreischte und schrie.

Ihr schönes Gesicht verzerrte sich zu einer abstoßenden Fratze. Sie spießte — wie sie das machte, blieb für mich ein Rätsel — ihre Hörner in die Leinwand und schlitzte sie auf.

Feuer zischte hoch, und in seinem grellen Zentrum schmolz das Antlitz der Teufelstochter in nichts zusammen.

Aber die Flammen blieben.

Der Bann, in den Asmodina die Anwesenden geschlagen hatte, war zerrissen. Die Menschen waren wieder klar, waren wieder Herr ihrer Gedanken und ihres Urteilsvermögens. Das Feuer, das ein immer größeres Loch in die Leinwand fraß, erschreckte sie. Sie sprangen auf, hasteten die Stufen hoch, verstopften den Ausgang.

»Keine Panik!« brüllte Suko. »Es kann Ihnen nichts geschehen, wenn Sie alle Ruhe bewahren!«

Doch die Leute hörten nicht auf ihn. Sie wollten alle gleichzeitig ins Freie, und das war unmöglich. Der Chinese sah sich verpflichtet, mit ordnender Hand einzugreifen, damit es zu keiner Katastrophe kam. Er stürmte die Stufen hinauf, riß Menschen zurück, boxte andere zur Seite, sprang nicht zimperlich mit den Leuten um, doch sie merkten das in ihrer Hysterie nicht. Und es geschah ja nur zu ihrem Besten.

Im Handumdrehen löste Suko die gefährliche Verstopfung auf, und er achtete darauf, daß es zu keiner neuen kam.

Glynis Dirk blinzelte und schaute mich verwirrt an. Es war eine Gemeinheit gewesen, daß die finsteren Mächte sich ihrer bedient hatten, doch davon war sie nun los. Was Corrigan in sie auch eingepflanzt haben mochte, mein Kreuz hatte es aus ihr vertrieben.

»Sind. Sie in Ordnung?« fragte ich.
»Wer sind Sie?« fragte sie zurück.
»Erzähle ich Ihnen später. Kommen Sie. Sie müssen hier raus.«
Die Feuerwehr, die 12 Minuten später eintraf, konnte den Brand zunächst nur lokalisieren. Löschen konnte sie ihn erst, nachdem das Feuer ganze Arbeit geleistet hatte.
Die Hölle hatte einen Stützpunkt weniger, und das war Suko und mir eine ungeheure Genugtuung…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 152 »Der Gigant von Atlantis«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 148 »Das Elixier des Teufels«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 111 »Die grausamen Ritter«